

BEROBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Schwäbische Waldidylle. Originalzeichnung von E. Bosh. — Gertrud's Jugendtraum. Roman von Marie Sophie Schwarz. (Schluß.) — Alte Zeiten auf dem Mississippi. Nach Mark Twain von Udo Brachvogel. (Fortsetzung.) — Begräbniß eines Seemannes. Von Prof. R. Jordan. — Der Herr Geheimrath. Dem Niederländischen des Gerard Keller nachgeräht von Adolf Glaser. (Fortsetzung.) — Auflösung der Buchstaben-Räthsel Seite 153. — Buchstaben-Räthsel. — Correspondenz. — Inserate.

Schwäbische Waldidylle.

Das Nidele und das Fritze waren ein Herz und eine Seele. Sie spazierten gemeinsam an dem Bächlein, das lustig plaudernd mitten durch ihr schwäbisches Dorf lief, und trieben mit Ruthen die Frösche aus ihren Löchern, sie standen gemeinsam vor den watschelnden Gänzen und trieben sie schließlich an der Wirthshausstreppe zum Adler in die Enge, daß sie durchaus über die Treppenstufen hüpfen mußten, um vor den immer näher kommenden Kinderbeinen sich zu retten; Nidele puzte mit seinem rothen Nöckchen Fritze die Nase, wenn es dringend nöthig wurde, und Fritze hatte seiner Freundin schon einmal den einen Schlappschuh, der mitten im Lehmgrund des Baches stecken geblieben, herausgeholt. Nun war es Anfang

September. Das Türkenkorn auf den Felbern hatte schon große Büschel, der Kohl dicke Köpfe, die Apfelbäume auf den Wiesen hingen voll rothbäckiger Frucht, das Korn war reif, und in dem Wald besahen kluge Vögel kopfschüttelnd sich die rothen Blätter und übten sich leis die Abschiedslieder ein. — „Fritze,“ sagte Nidele zu seinem treuen Gefährten, „sie schneiden Frucht schon, und nun wird's bald Winter werden. Das vorige Jahr ist's ebenso gewesen.“ Fritze, das nicht viel sprach, kraute sich hinter den Ohren und schaute sich etwas besorgt um, als fürchtete es, den Winter schon hinter der Dorf- linde hervortreten zu sehen. Aber als praktischer Junge wußte er bald aus der Lage der Dinge Nutzen zu ziehen: „Wolle wir's Feuerle im Hölzle mache — ich gibt jetzt dürr Holz.“ „Haft Du Bündhölzle?“ fragte das unsichtige Nidele. Daran hatte Fritze nicht gedacht. Er schob genau wie sein Herr

„Batter“ das in Verlegenheiten machte, die Zipfelle auf das eine Ohr: „Nein! aber Jugendubel's Paule hat immer welche.“ Paule war schon elf Jahre und galt als Kröfus, was Peitschenschnüre, Kreisel, Nägel und Bündhölzchen anbe- traf. Fritze steckte beide Daumen in den Mund und pfiß, und bald erschien Paule's rothe Weste zwischen den Apfel- bäumen. „Gascht Du?“ machte Fritze in freimaurerischer Augenprache. Paule nickte und trat zu den Beiden hinaus. Auf den gellenden Pfiß waren auch Nidele's jüngeres Bräuder- chen sammt dem Familienpfiß und Paule's Schwesterchen Gretle auf der Gasse erschienen. Die Berathung währte nicht lange, die Drei wurden in die Expedition mit aufgenommen, und der Zug der kleinen Pilger setzte sich nach dem Burg- hölzle in Bewegung. Dort schien die Sonne still goldig durch die Eichen und Buchen, und die tiefgefärbten Blätter blinzelten



Schwäbische Waldidylle. Gezeichnet von E. Bosh. Nach einer Photographie aus dem Verlage der „Photographischen Gesellschaft“ in Berlin.

in die milde Luft, als ob sie schon genug gelebt hätten diesen Sommer und bald schlafen möchten. Die kleine Gesellschaft aber war durchaus nicht träumerisch schlüfrig, sie sprang lustig umher, suchte dürres Holz, fahndete nach Eidechsen und hezte das Spizle auf Eichhörnchen, die in den höchsten Zweigen der Buchen raschelten. Es war so prächtig still in dem Wald. Dann ging's an die Lichtung, wo, wie Niklas, der alte Jägermeister, gesagt hatte, „n Feuerle am wenigsten a' dumm's Gethue wär“, und bald knisterten Flämmchen in dem Reisig, zog der blaue Rauch langsam in die Höhe, zwischen den Blättern sich verlierend, und stoben die Amstel und das Rothleichen mit allklugem Kopfschwenken. Wo es Rauch gab, wurde Habitsrentinger's Fiederle wie die Biene vom Honig angezogen, und er ließ die Aepfel auf seines Vaters Wiefe vorläufig liegen und kam mit halbgefülltem Korb zu der lustigen Gesellschaft. Plötzlich machte Nidele's Spizle sehr große Augen und stand eifertig auf seinen vier Beinen. Es raschelte im Laub, und Tritte ließen sich vernehmen, und die Nase erhob sich des Niklas Hühnerhund aus dem Dickicht. Er sah sehr ernst auf die Gesellschaft, denn er wußte noch nicht, wie er sich zu diesem Thun stellen sollte, und wendete den Kopf wie fragend nach seinem Herrn um. Dieser kam, gefolgt vom Tedele, das immer in irgend einem Erdloch zu fressen hatte und deshalb stets hintennach blieb, und schaute fast genau so wie sein Hühnerhund die Holzverschwenker an, aber seine Pfeife war ausgegangen, und als Fritzle, das ein wenig redegewandtes, aber flinkes schlaues Bürschchen war, ihm sofort mit einem brennenden Reis entgegen kam, nahm er diese Zuorkommenheit zwar ernst und sehr scharfäugig, jedoch in sichtbar vergebender Haltung entgegen. Nidele hatte zuerst das Herz gewaltig geschlagen, als sie das wohlbekannte Gesicht Diana's zwischen den Zweigen erblickte, und ihr Brüderchen die drei Angstfinger eiligst in den Mund geschoben, Grette sich schnell hinter dem Rauch geduckt, und Bruder Paule war mäusehinstill bei seinem neu gesammelten Arm Reisig in den Büschen hinten geblieben. Als aber Fritzle, der kleine Staatsmann, die Gefahr so glücklich abwendete, blieb Nidele gemüthlich am Feuer sitzen, zog ihr Brüderchen alle Finger bis auf einen aus dem Mund, kam Grette mit dem blonden Kopf über dem Rauch zum Vorschein, und trat Paule mit dem Arm voll Reisig wohlgenuth aus dem Dickicht. Auch das Spizle und der Hühnerhund gaben sich Nase an Nase einen kühlfeuchten Friedensküß, das Tedele aber, welches nicht viel von Friedensküssen mit dem Spizle hielt und besonders nicht, wenn Feuer in der Nähe war, blieb auch diesmal wie gewöhnlich hintennach.

H. Bernet.

Gertrud's Jugendtraum.

Roman von Marie Sophie Schwarz.

(Schluß.)

Zwanzigstes Kapitel.

Es war Herbst geworden, und die Blumen auf zwei Gertruden theuren Gräbern begannen zu verblichen. Auf zwei Gräbern, denn der Lieutenant Argenberg hatte seinen Liebling Isabella nur um wenige Wochen überlebt. Gertrud hatte außer Tante Marianne niemand mehr. Für die beiden Brüder Hartling war sie seit jener unheilvollen Nacht unnahbar. In dieser völligen Vereinamung aber gediehen die Werke, die sie zum Besten der Gemeinde unternommen, um so rascher. Schule und Hospital standen bereits unter Dach.

Die ersten Tage im October waren so sonnenlicht, mild und schön, daß es fast schien, als sei der Sommer wiedergekehrt, um mit seinem Lächeln den düstern Herbst zu erheitern. Die Kammerrätthin hatte sich an einem dieser hellen und schönen Tage schon früh nach dem Pfarrhose begeben, um dort bis Abend zu verweilen. Sie fühlte sich bereits von Gertrud's Wirksamkeit ermüdet.

Das Schloßgestände war mit den Vorbereitungen zum Erntefest beschäftigt, und Gertrud fuhr umher auf den Vorwerken, um die von ihr angeordneten Verbesserungen zu besichtigen.

Ermüdet von den Anstrengungen des Tages ruhte sie, als es dämmerte, in der Bibliothek aus. Der Vollmond blickte durch die Fenster und warf sein milbes Silberlicht über sie.

Gertrud hatte das Haupt zurückgelehnt und blickte zu der glänzenden Scheibe empor, gleichsam als ob sie dort oben die Lösung des Räthfels suchen wollte, das ihr ganzes Inneres für sie enthielt. Bestimmt war freilich bereits ihr Lebensplan, und auch das Ziel desselben, allein dies Ziel leuchtete ihr nicht mehr in demselben Dichte, wie früher, und die Zukunft erschien ihr öde und kalt. Innig und mit Selbstaufopferung hatte sie die Ihrigen geliebt, jetzt waren sie dahin, Isabella war der theuerste Schatz ihres Herzens gewesen, und nunmehr besaß dieses Herz kein solches Kleinod mehr im Leben; sie war fast Niemandem mehr unentbehrlich, und dieses Bewußtsein ruhte schwer und schmerzlich in dieser Stunde auf ihrer Seele. In diesen traurigen Gedanken wurde sie durch ein Klopfen an der Thür geweckt. Sie fuhr empor und sah gleich darauf eine dunkle Gestalt ins Zimmer treten, die sich ihr geräuschlos, langsam näherte. Gertrud sah einige Sekunden zweifelnd, athemlos, dann aber sprang sie auf und rief: „Tante Louise!“

„Du hast mich gerufen und hier bin ich,“ versetzte Frau Louise mit derselben kraftvollen Stimme, die sie stets besaßen, allein in derselben lag nicht mehr der harte und herbe Klang, wie früher. Sie näherte sich Gertrud um einige Schritte, und das Mondlicht fiel klar auf sie Beide.

Sie betrachteten einander schweigend; die Jahre hatten Beider Gemüth verwandelt, und diese Veränderungen waren dem Antlitze aufgeprägt.

Der kalte, harte und vergrämte Ausdruck in Frau Louises Gesicht war einem ruhigen Ernste gewichen, welcher Zeugniß davon ablegte, daß sie mit ihrem Innern zu größerer Harmonie gelangt war und daß sie sich selbst und die Menschheit jetzt anders beurtheilte.

Gertrud hingegen stand bleich und vergrämt, ein Bild getäuschter Hoffnung.

„Du hast Recht gethan, mich zurück zu rufen,“ nahm Frau Louise das Wort, „ich habe die Segnungen der Arbeit,

der Entfagung und der Menschenliebe während der Jahre, welche ich als ein armes Weib in der Welt umher irrte, kennen gelernt, Du dagegen hast den Stuch des Reichthums gekostet. Recht so, meine Tochter, daß Du die Fesseln des Goldes, welche Dein Dasein verbitterten, abschütteln willst. Der Reichthum ist ein Segen, wenn er den allgemeinen Interessen dient, aber oftmals ein Uebel für das Individuum; folge deshalb Deinem Berufe und gehe hinaus in die Welt, um mit den Schwierigkeiten des Lebens zu kämpfen, denn nur im Kampfe, in diesem Kampfe wirst Du Dich selbst wieder finden, und wenn Du das gethan, dann kehre nach Esborg zurück, wo ich jetzt Deinen Platz einnehme. Du begehrest in Deinem letzten Briefe Deine Freiheit von mir zurück; ich bin gekommen, sie Dir zu geben.“

„Dank!“ flüsterte Gertrud. Frau Louise legte Hut und Mantel ab und setzte sich in den Lehnstuhl, den Gertrud verlassen hatte. Sie gab darauf Gertrud eine kurze Schilderung ihres Lebens während der Jahre, die sie fern von Esborg verlebt hatte. Unterdessen war der Mond hinter Wolken verschwunden, und in der Bibliothek herrschte vollkommene Dunkelheit.

„Zünde die Lichte an,“ sagte Frau Louise, „und rufe mir dann den Verwalter! Doch halt! Ist Marianne zu Hause?“

„Nein. Tante Marianne ist im Pfarrhof, doch erwarte ich sie jeden Augenblick zurück.“

Jetzt fiel der Schein der brennenden Kerzen auf Louises Gesicht; dasselbe drückte Ruhe des Gemüths und Klarheit des Geistes aus.

„Ich war eigentlich Mariannen niemals geneigt,“ sagte sie, „sie ist mir stets zu oberflächlich gewesen.“

„Aber sie ist im Grunde ihres Herzens gut und selbst-aufopfernd,“ fiel Gertrud ein.

„Ich nenne das nicht selbstaufopfernd, wenn man leichtsinniger Weise sein kleines Kapital fortwirft, um einem Verschwenker, wie Isabellens Mann, damit zu helfen.“

„Sie rettete dadurch vielleicht seine Ehre.“

„Wie groß ist Mariannens Pension?“ fragte Frau Louise. „Fünfhundert Reichsthaler.“

Wieder entstand eine Pause. „Befindet sie sich hier wohl?“ fragte Frau Louise. „Jetzt thut sie es und würde sicherlich dieses Haus ungern verlassen.“

„Das soll sie auch nicht; wir sind ja Kinder derselben Mutter,“ fuhr Louise fort, „und es wäre doch mehr, als sonderbar, wenn wir in unsern alten Tagen nicht in einem gemeinsamen Hause leben könnten.“

„Dank,“ sagte Gertrud zum zweiten Male und drückte die Hand der Tante Louise.

Dann zog sie die Klingelschmür.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zur Zeit der traurigen Geldkrisis der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts war es, als Gertrud in Stockholm ankam, um dort durch Arbeit ihren Unterhalt zu suchen. Als sie das erste Mal in dieser Absicht in die Hauptstadt kam, herrschte große Bewegung im Geschäftsleben; jetzt war es todt und stille. Mißtrauen und Geldmangel lähmte alle Unternehmungen, die meisten Geschäfte hatten ihr Bureau-Personal beschränkt; offene Stellen waren nicht vorhanden. Gertrud wandte sich an die wenigen Bekannten, die sie in der Hauptstadt hatte, um durch sie ihr Ziel zu erreichen, allein sie erntete nur das Mißbehagen, sehen zu müssen, wie verschieden man der armen Gertrud im Verhältniß zu der reichen begegnete. Eine kalte, abweisende Höflichkeit war alles, dessen man sich jetzt für verpflichtet hielt. Diejenigen, welche ihre Klugheit und Ueberlegenheit zeigen wollten, warnten sie vor allen thörichten Emancipationsideen und ließen der Warnung oftmals eine oder die andere, mehr oder weniger höfliche Andeutung folgen, daß ein reiches Mädchen sich vieles erlauben dürfe, was einem unbemittelten nicht gestattet sei. Es vergingen zwei Monate unter den eiteln Bemühungen, sich eine Stellung zu verschaffen, und als Gertrud eines Tages ihren Geldvorrath überschaute, gewahrte sie zu ihrem nicht geringen Schrecken, daß die kleine Summe, welche sie mit sich geführt hatte, so zusammen geschmolzen war, daß nur noch ein geringer Theil zu ihrer Verfügung stand. Dieses Geld hatte sie einmal selbst erworben, und es befand sich in einer Sparbüchse, als sie durch Tante Louises Laune plötzlich reich geworden war. Es war Alles, was sie von Esborg mit sich genommen, und auch das ging zu Ende, und wenn sie nicht unverzüglich ein Mittel finden würde, ihr Brod zu verdienen, so mußte sie in kurzer Zeit in die traurige Nothwendigkeit versetzt sein, entweder Tante Louise um Unterstützung anzugehen oder zu hungern.

Gertrud war entschlossen, keines von beiden zu thun und sie nahm daher sofort solche Veränderungen in ihrer Lebensweise vor, daß die geringe Summe, welche sie noch besaß, so lange als möglich ausreichen konnte. Sie bezog ein kleines Dachzimmer vier Treppen hoch, am Ende der Stadt, und richtete sich so sparsam als möglich ein.

Sie ließ drei verschiedene Annoncen in das gelesenste Blatt einrichten, um Arbeit zu finden. In der einen bot sie sich als Abschreiberin an, in der zweiten als Lehrerin in Sprachen und Rechnen, in der dritten suchte sie während einiger Stunden täglich einem Gewerbetreibenden die Bücher zu führen.

Als sie diese Inserate in der Zeitungsexpedition eingekauft hatte, fühlte sie sich etwas beruhigter und ging mit langsamen Schritten heimwärts, bei welcher Gelegenheit ihr Weg an einer Druckerei vorüber führte.

Ein neuer Gedanke wurde in ihrem Geiste wachgerufen: „Wie wär's, wenn ich das Setzen lernte, um dadurch eine Stelle in einer Druckerei zu erlangen?“ dachte sie und blieb stehen. „Wenn ich nun sofort mich erkundigte?“ Sie ging zurück und verlangte mit dem Besitzer der Druckerei zu sprechen. Man führte sie zu einem ältlichen Herrn mit wohlwollendem Aussehen. Ohne den geringsten Anstrich von falscher Scham theilte ihm Gertrud ihre Wünsche mit. Der Herr betrachtete sie aufmerksam, während sie sprach, und sagte schließlich:

„Ich kann Sie in meiner Druckerei nicht beschäftigen; allein, wenn Sie wirklich Sprachkenntnisse besitzen und namentlich in Ihrer Muttersprache vollständig zu Hause sind, wie Sie behaupten, so bin ich nicht abgeneigt, es mit Ihnen zu

versuchen, ob Sie sich zum Correcturlesen eignen, da gerade mein Corrector krank geworden ist. Ich erwarte Sie daher morgen wieder zu kommen, und wir wollen dann sehen, was ich für Sie thun kann.“

Gertrud dankte dem alten Herrn und ging am folgenden Morgen wieder zu ihm.

Derselbe weichte sie recht bald in die Mystereien des Correcturlesens ein, und da sie ihm in kurzer Zeit Proben ihrer Sprachkenntnisse ablegte, so wurde sie als Correcturleserin angestellt.

Anfangs war ihr Honorar nicht bedeutend, denn es fehlte ihr noch an der nöthigen Fertigkeit; allein unermüdlischer Eifer, Energie und ihr guter Kopf ließen sie bald zum erwünschten Ziele gelangen. Ihre Kenntniß fremder Sprachen, ihre klare Auffassung, ihre Besonnenheit und große Thätigkeit machten sie bald ihrem Prinzipal unentbehrlich.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Es war bereits seit länger, als einem Jahre, daß Gertrud bei dem Buchdrucker D. als Correcturleserin beschäftigt war. Da sie auch Uebersetzungen aus fremden Sprachen für denselben anfertigte und mit unermüdlischem Eifer arbeitete, so wurde ihre Einnahme nach und nach immer bedeutendere. Sie gönnte sich niemals Ruhe; für sie galt die Arbeit als Ersatz für die Verluste, die sie erlitten, und als Trost und einzige Freude ihres Lebens. Ihre unablässige Beschäftigung ließ sie ihre Einsamkeit vergessen, und sie fühlte dann weniger das Bedürfniß, Andere mit Liebe zu umfassen und für dieselben zu streben.

Allein, wenn sie zuweilen einige Augenblicke von der Arbeit ruhte, dann erwachte in ihr ein bis dahin nie gekanntes Gefühl, das der Sehnsucht gleich, und, um sich von solchen Spannungen des Herzens zu befreien, blieb ihr nichts weiter übrig, als mit neuem Eifer die Arbeit zu beginnen.

Der Lenz schmückte die Promenaden der Hauptstadt mit seinem grünen Kleide, und gleichzeitig zogen Sehnsucht und Hoffnung aufs neue in die Brust der Menschen ein.

Als Gertrud eines Tages an einer Uebersetzung arbeitete, überbrachte ihr das Hausmädchen die Nachricht, daß ein Herr mit ihr zu sprechen wünsche.

Wenige Augenblicke darauf trat — — Eduard ein. Gertrud war im ersten Moment so bestürzt, daß sie unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Eduard sagte lächelnd:

„Lassen Sie sich durch meine Gegenwart nicht erschrecken, Fräulein Gertrud; ich befinde mich auf Tante Mariannens ausdrücklichen Befehl hier, um Ihnen dieses Packet eigenhändig zu überliefern. Es enthält einige wichtige Documente.“

Gertrud, welche, indem sie das Packet entgegen genommen, sich sehr verlegen fühlte, vermochte nur einen höflichen Dank auszusprechen.

„Mein Besuch dürfte hiermit beendet sein,“ fuhr Eduard fort, „und dennoch bleibe ich.“

Gertrud sah ihn fragend an.

„Ich bleibe, weil ich erwarte, daß Sie mir das Unrecht, das Sie mir zugefügt haben, abbiten werden.“

„Ich?“ rief Gertrud aus, indem ihre Wangen von Purpur übergoßen wurden. „Ist es denn bereits entschieden, daß ich es bin, welche in Unrecht abzubitten hat?“

„Wissen Sie es nicht, Gertrud? In diesem Fall beklage ich es, daß die Zeit und die Prüfungen nicht vermocht haben, Sie über ein Verbrechen aufzuklären, das man begeht, wenn man seinen Nächsten ungerechtfertigter Weise verdächtigt.“

Gertrud stand ihm mit schwer athmender Brust gegenüber. „Ich habe viel, zu viel gelitten,“ sprach sie, „einen viel zu harten Kampf gekämpft, als daß ich nicht die Lehre, von der Sie sprechen, gemungsam daraus gezogen hätte; allein alle diese Leiden haben mir die Aufklärung nicht zu verschaffen vermocht, aus welchen letzten Gründen die beiden Brüder Hartling in jener unseligen Nacht bei mir eindringen. Geben Sie mir eine Erklärung, und ich werde an dieselbe glauben.“

„Sie wollen also an die Erklärung glauben, die ich bereit bin, Ihnen zu geben?“

„Das will ich.“

„Ich drang in Ihr Zimmer ein, Gertrud, um Sie gegen meinen Bruder zu schützen, denn es war mir bekannt, daß es zum Aeußersten gekommen, und daß er unter solchen Umständen im Stande gewesen wäre, gleichviel welche Handlung zu vollbringen, um sich zu retten.“

Eduard erzählte ihr dann in aller Kürze, wie er seinem Bruder ohne dessen Wissen damals nachgegangen und dadurch Zeuge des Gesprächs geworden sei.

„Jetzt muß ich es Ihnen, Fräulein Gertrud, selbst anheim geben, zu entscheiden, und mir zu zeigen, in wie weit ich mich der Behandlung, die Sie sich gegen mich erlauben haben, schuldig gemacht habe. Was konnte Sie berechtigen, einen niedrigen Verdacht auf mich zu werfen? Haben Sie jemals in irgend einer Hinsicht gesehen, daß ich die Forderungen der Ehre aus den Augen gesetzt hätte? Und dennoch wiesen Sie mich aus Ihrem Hause, als sei ich ein Verbrecher gewesen.“

„Ueberwältigt von dem mir zugefügten Schimpf und von dem über mich hereingebrochenen Kummer, vermochte ich nicht mein Herz vor dem finstern Verdacht, der sich meiner bemächtigt hatte, zu verschließen,“ erwiderte Gertrud. „Jetzt,“ sagte sie, ihm die Hand reichend, „jetzt glaube ich an Sie und danke Ihnen aus vollem Herzen für die mir gegebene Erklärung. Sie hat die Würde des Zweifels von meiner Seele genommen, die Ungerechtfertigkeit, welche ich begangen, ist selbst in meinen Augen viel zu groß, als daß Sie sie mir vergeben könnten.“

Eduard ergriff mit Wärme die dargereichte Hand und entgegnete:

„Gertrud, theure, geliebte Gertrud! Dies ist die glücklichste Stunde meines Lebens!“

Er führte nach diesem Ausbruch seines tief gerührten Herzens ihre Hand an seine Lippen und sagte:

„Für diese Bitte um Verzeihung wäre ich im Stande, eine noch größere Demüthigung, als die mir zugefügte, zu ertragen, und jetzt Freundschaft, Treue und unerschütterliche Einigkeit zwischen uns!“

„Ja, Treue, Freundschaft!“ wiederholte Gertrud.

Was die beiden Freunde weiter mit einander sprachen, nachdem ihr neuer Bund geschlossen worden, das zu erzählen,

dürfte überflüssig sein. Als Eduard endlich sich entfernte, hatte sein Besuch zwei volle Stunden gedauert. Sie hatten von August gesprochen, der jetzt ein ernster, strebsamer Beamter war, der das Gesellschaftsleben scheute, und von Allen, welche früher mit ihm in Verührung gekommen waren, mit Achtung behandelt wurde. Er strebte empor, und um dies Ziel zu erreichen, mußte er sich den Folgen zu entziehen suchen, welche die Unbedachtbarkeit seines verflohenen Lebens herbeigeführt hatte.

Als Eduard sich entfernt hatte, und Gertrud in ihrem kleinen Heim allein zurückgeblieben war, fühlte sie sich glücklich, hocherfreut und dennoch wehmüthsvoll bewegt darüber, daß sie den Freund wiedergefunden hatte, den sie durch ihren Verdacht verloren gehabt. Wehmüthsvoll, weil sie ihr Heim nunmehr leer und öde fand, seit er sie verlassen hatte. Die Stimme, welche sich in jedes Menschen Brust befindet, rief laut: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei,“ das Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu sein, vermochte sie nicht durch ihre rastlose Thätigkeit zu erdrücken; dies hatte bis dahin niemals klarer vor Gertrud's Seele gestanden, als jetzt, und eben diese Gewißheit machte sie wehmüthig.

Dreißigstes Kapitel.

Der nächste Sonntag brach an. Gertrud hatte während der ganzen Woche nichts von Eduard gehört. Trotz ihrer fortwährenden Beschäftigung schweiften ihre Gedanken oftmals von der Arbeit ab und beschäftigten sich mit der einen Frage: „Wird er wieder kommen?“ Gerade an diesem sonnigen Morgen erhielt sie einen Brief von Tante Louise, der folgenden Inhalts war:

„Meine liebe Gertrud!

Von Marianne habe ich erfahren, daß es Dir mit Deiner Arbeitsamkeit gelungen, woran ich bis dahin zweifelte, Deine Unabhängigkeit zu sichern.

„Ich meines Theils hätte gewünscht, daß es Dir nicht so wohl erginge, weil ich dann die Hoffnung nähren könnte, Dich bald wieder hier zu sehen und von Dir in meiner Wirklichkeit unterstützt zu werden. Deinetwegen erfreut es mich indes, daß Du vollkommen die Schwierigkeiten, mit denen Du kämpfst, besiegt hast; aber warst Du auch glücklich in dieser Einsamkeit? Ist Dir Deine Arbeit genug? Ist dies der Fall, dann will ich Dein Glück und Deine Zufriedenheit nicht stören. Möge nie der Tag anbrechen, wo Du Dich verlassen in der Welt fühlst, ohne ein Wesen zu besitzen, dem Du nützen oder dem Du Freude durch Dein Dasein bereiten kannst! Glaube mir, es ist ein ganz trostloser Augenblick, wenn man im Alter zum Bewußtsein seiner Einsamkeit gelangt, und in diesem Bewußtsein liegt eine Hoffnungslosigkeit, welche uns zu vernichten droht. Erwäge dies, so lange es Zeit ist, und richte Dein Leben so ein, daß Du am Abende desselben noch einige Blumen übrig hast!

Deine alte Tante Louise.“

Nach dem Durchlesen dieses Briefes saß Gertrud lange unbeweglich; sie hielt das Schreiben, das sie zu tiefem Nachdenken veranlaßt hatte, in ihrer Hand. Bald wurde sie jedoch aus ihrer Lethargie durch den Klang einer wohlbekannten Stimme geweckt.

„Ist das Fräulein zu Hause?“ hörte sie dieselbe draußen Jemanden fragen.

Eduard trat ein.

Sie begrüßten einander wie ein paar Geschwister, ohne Zeichen einer innigeren Zärtlichkeit.

Eduard nahm Platz, und bald entspann sich ein lebhaftes Gespräch zwischen ihnen.

Jetzt, wie ehemals, fühlte sich Gertrud von demselben befriedigt; ja, sie fand vielleicht nunmehr größeren Gefallen daran, als früher, weil sie während so langer Zeit des Genußes eines vertraulichen Austausches ihrer Gedanken mit einem Fremde beraubt gewesen war.

Eduard erzählte einige für den Arzt interessante Episoden von seiner Reise im Auslande, und Gertrud nahm Veranlassung, das Gespräch fortzusetzen.

„Mein Beruf wäre es bestimmt gewesen, Medicin zu studieren. Wie schade, daß ich, wenn einmal die Rechte des Weibes und ihre Gleichstellung mit dem Manne gesetzlich anerkannt werden, zu alt sein werde, um daran denken zu können, dieses Studium zu treiben. Es war gewiß die größte aller Ungerechtigkeiten, welche die Staatsgesellschaft jemals begangen hat, als sie dem Weibe eine enge Wirksamkeit anwies, außerhalb deren Grenzen sie sich nicht bewegen darf. Eine solche Bestimmung setzt voraus, daß alle Frauen mit denselben Anlagen begabt seien, und außerdem trägt sie eine andere Ungerechtigkeit in sich, nämlich die, daß man ihnen die Möglichkeit raubt, sich ihren Unterhalt zu verschaffen je nach den Gaben, welche die Natur ihnen zuertheilt hat.“

„Gewiß,“ fiel Eduard lächelnd ein und nahm den alten Streithandschuh wieder auf, „gewiß habe ich nichts dagegen, daß die Frau Arzt oder Beamte werde oder sich mit andern Wissenschaften und Gewerben beschäftige, wenn Sie, Gertrud, mir eine genaue Antwort auf die Frage geben wollen: Wie glauben Sie, daß dann das Familienleben werden würde? Nehmen wir einmal an, daß alle Frauen, die Gott mit einem guten Verstande begabt hat, sich dem Studium oder einem Gewerbe, welche ihre Zeit und ihre Kraft in Anspruch nehmen, widmeten, wer soll dann das emporschwebende Geschlecht erziehen, wer die Behaglichkeit des Hauswesens pflegen? Wer soll in die Seele des Kindes den Samen zu allem Guten legen, der später Früchte für das Leben tragen soll? Der Vater hat seine Lebensstellung, die Frau die ihrige, und beide müssen ihre Kinder während des Tages außer Acht lassen und ihren Geschäften nachgehen. Die Gatten werden daher genöthigt, die heiligste und verantwortlichste aller menschlichen Pflichten gemieteten und bezahlten Dienern zu überlassen. Sie werden mir einräumen, beste Gertrud, daß man auf diese Weise das höchste Interesse weniger gewichtigen opfert.“

„Alle Frauen sind aber nicht verheirathet,“ antwortete Gertrud, „und ungewiß ist es, ob die Frau, welche ihr Leben dem Studium geweiht hat, um eine selbstständige Wirksamkeit zu erlangen, sich wirklich versucht fühlen werde, ihr Geschick an das eines Mannes zu fesseln und alle die Pflichten zu übernehmen, welche ihr die Ehe auferlegt.“

„Ich bezweifle, daß die Frau aus Liebe zu ihren Geschäften oder zu den Wissenschaften dem Manne entsagen kann, den sie liebt, wenn diese Liebe eine tiefe und ernste ist. Die Liebe

ist eine Macht, vor der sich der stolzeste Mann und auch die selbstständigste Frau beugen muß. Der Mann opfert ja Alles für das Weib, dem er sein Herz geschenkt. Glauben Sie denn, Gertrud, daß das Weib nicht dasselbe zu thun im Stande wäre? Nehmen wir nun den Fall an, daß ein weiblicher Arzt sich aus Liebe mit einem Beamten vermählt, wie würde es dann mit dem Hause und der Familie aussehn? Soll sie Alles verlassen, um ihrer Praxis in der Stadt nachzuziehen, oder glauben Sie, Gertrud, daß ein Mann sich glücklich fühlt, eine Frau zu besitzen, die keinen Augenblick ihrer Zeit für ihn und die Kinder übrig hat? Antworten Sie mir aufrichtig darauf.“

„Das werde ich; allein noch eine Frage: Vermag eine Frau glücklich zu sein, wenn ihr Mann ein Arzt ist, den seine Praxis ganz in Anspruch nimmt, der nur ausnahmsweise einige Augenblicke für sie, das Haus und die Familie übrig hat?“

„Das kann sie, und zwar deshalb, weil sie in ihrem Hause ihre Wirksamkeit und ihre Kinder hat; der Mann wird oft Gelegenheit haben, die Stunden, die ihm sein Beruf übrig läßt, in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Indessen arbeite die Frau an ihrer eigenen Veredelung, um würdig zu sein, die Pflegerin und Erzieherin der ihr anvertrauten unsterblichen Seelen zu sein, für die sie Gott verantwortlich ist, denn die ethische Entwicklung der Menschheit muß vom Weibe ausgehen. Um aber ihre Pflicht als Erzieherin zu erfüllen, muß sie allen Gedanken an eine öffentliche Wirksamkeit entsagen.“

„Nach Ihrer Ansicht, lieber Eduard, ist es also recht und gut, wie die Verhältnisse jetzt sind?“ fiel Gertrud ein.

„Durchaus nicht. Vor Allem muß die Frau selbst eine ganz andere Erziehung, als die bisherige, erhalten, denn dieselbe schafft keine tüchtigen und denkenden Mütter. Zweitens hat sie das vollständige Recht, mit dem Manne gleichgestellt zu werden und die Freiheit zu erhalten, sich eine geeignete Wirksamkeit, welche ihr ein selbstständiges Dasein verschaffen kann, zu wählen. Allein dabei hat man nicht die natürliche Bestimmung der Frau zu vergessen. Wenn sie bei sich selber fühlt, daß sie für die häuslichen Geschäfte nicht geschaffen, daß ihr Geist nach Wissen dürstet, dann muß sie das Recht haben, diesen Durst zu stillen; aber sie muß dann unverheirathet bleiben. Wir würden es für widernatürlich halten, wenn der Mann den ihm von der Natur vorgeschriebenen Beruf verleugnen und sich mit weiblichen Geschäften befassen wollte. Ebenso müssen wir es anstößig finden, wenn von der verheiratheten Frau ihre Pflichten als Gattin und Mutter versäumt werden, um sich einer Beschäftigung außerhalb des Hauses oder dem Dienste des Staates zu widmen. Mag sie es thun, so lange sie allein steht, aber sie darf nicht glauben, daß sie zweien Herren und Weiben gleich wohl dienen könne.“

„Wenn also eine Frau ein verdienstvoller Arzt geworden und als solcher sich verheirathet, so fordern Sie, daß sie ihre Wirksamkeit verlasse, um sich dem Familienleben zu widmen?“

„Sie mag als verheirathete Frau immerhin damit fortfahren, wenn das häusliche Glück es gestattet; aber ich fordere unbedingt, daß sie jede Beschäftigung und jeden Dienst aufgibt, sobald sie Mutter geworden ist.“

„Aber können es nicht die Vermögensverhältnisse einer Familie erfordern, daß die Frau ihrer früher lohnbringenden Beschäftigung getreu bleibt? Und ist dies nicht schon thatsächlich in den Arbeiterkreisen der Fall?“

„Eben deshalb fallen auch die Kinder der arbeitenden Classe so oft der Noth und Verwahrlosung anheim. Allein ich begreife nicht, weshalb der gebildete Mensch sein Leben auf dieser moralisch ungesunden Grundlage errichten soll. Weshalb soll die gebildete Frau, welche innerhalb der Familie nützen kann, dies Gebiet verlassen, um nach einem Etwas zu streben, das von viel geringerem Werthe ist?“

„Weil es Frauen gibt, welche darauf verzichten, ihr Glück dort zu suchen, wo nach Ihrer Ansicht Alle es finden sollen.“

„Ausnahmen bilden nicht die Regel,“ erwiderte Eduard, indem er sich von seinem Platz erhob und die Stirn gefaltet, das kleine Zimmer durchmaß. Gertrud folgte ihm mit den Augen.

Nach einer Weile nahm sie das Wort: „Es liegt in der Grenze der Möglichkeit, daß ich im Frühjahr Stockholm verlass.“

Eduard hielt sofort in seinem Gang durchs Zimmer ein. „Sind Sie mit Ihrer Wirksamkeit unzufrieden?“ fragte er.

„Durchaus nicht; ich habe nur die Ansicht, dieselbe zu erweitern; es handelt sich um ein Engagement in Gothenburg; man bietet mir so vortheilhafte Bedingungen, daß ich durch dieselben sehr schnell zu einer vollkommen gesicherten, ökonomischen Stellung gelangen würde.“

„Es scheint,“ erwiderte Eduard lächelnd, „es scheint, als wäre der Eifer, Geld zu verdienen, die vorherrschende Leidenschaft bei Ihnen.“

„Vielleicht,“ antwortete Gertrud, „ich habe von meiner Kindheit an mich danach gesehen, auf eigenen Füßen zu stehen, allein diese Unabhängigkeit müßte ich durch eigene Arbeit erlangen haben. Jetzt scheint es, als würde ich dieselbe schnell genug erreichen, wenn ich mich dazu bestimme, das mir gemachte Anerbieten anzunehmen.“

„In diesem Falle habe ich durchaus nichts dagegen einzuwenden, sondern im Gegentheil: ich wünsche Ihnen dazu Glück,“ versetzte Eduard. „Nur die Frage möchte ich an Sie richten, ob Sie nach längeren Jahren der Arbeit und der Entsjagung so weit gekommen sein werden, daß Sie sich von der Wirksamkeit, welche Ihre ganze Seele erfüllte, zurückziehen und die Früchte Ihrer Arbeit genießen und ob Sie dann eine innere Befriedigung darüber fühlen werden? Wird es Ihnen genug sein, ein sorgentfreies Alter vor sich zu sehen, wird der materielle Gewinn alle in Ihnen nicht als ein leerer Schatten erscheinen?“

„Und weshalb sollte er das?“ fragte Gertrud. „Die ich geliebt, hat mir der unerbittliche Tod geraubt! Nun muß ich mir ja selbst genug sein und meinen Weg einsam wandern.“

„Müssen Sie das?“

„Ja, das muß ich, aber was wollen Sie, Eduard, daß ich thun soll?“

„Ich will, daß Sie sich verheirathen.“

Diese Worte wurden von Eduard vollkommen ruhig ausgesprochen, und sein Blick, der auf Gertrud ruhte, war gleichgültig; allein auf sie übten dieselben eine ganz andere Wirkung aus; sie erschraf heftig, gleichsam, als hätte sie jemand mit einem glühenden Eisen berührt; das Gesicht überzog sich mit einer lebhaften Röthe, und unwillkürlich hoben sich ihre Augen zu ihm empor.

Ohne sich die Wirkung seiner Worte merken zu lassen, fuhr Eduard fort:

„Verstehen Sie mich recht, ich will durchaus nicht, daß Sie Ihre Bestrebungen nach Unabhängigkeit aufgeben sollen, sondern ich sage: verfolgen Sie dieselben, wenn Sie es so wünschen, aber wenn der Tag kommt, wenn das Herz seine Stimme erhebt, so vereinigen Sie Ihr Geschick mit dem meinen. Ich liebe Sie, bis zur letzten Stunde meines Lebens werde ich mich bestreben, Ihnen sorgentfreie Tage zu bereiten; ich werde Ihnen das Beste bieten, was das Leben besitzt: ein Familienheim. Sie sind weniger, als irgend ein Wesen, geschaffen, einsam im Leben zu stehen.“

„Möglich,“ versetzte Gertrud, „allein, wenn ich jetzt nach Ihrem Rathe zu arbeiten fortfahre, so wäre es ja möglich, daß gerade der Mann, dem ich mich anvertrauen könnte, eine Andere indeß zu seiner Gattin wählt, oder daß ihn später mein Alter abschrecke.“

„Das ist ganz wahrscheinlich,“ fiel Eduard ein, „im Falle Sie erst in zwanzig oder dreißig Jahren zur Erkenntniß dessen kommen würden, was das Herz fordert; allein, vergessen Sie nicht, daß ich Arzt und Menschenkenner bin. Ich glaube schon lange gewußt zu haben, daß Sie nicht mehr Herrin über die stillen Wünsche Ihres Herzens sind.“

„Also nicht mehr Herrin meiner selbst!“ rief Gertrud bestürzt aus.

„Können Sie es leugnen?“

Eduard ergriff bei diesen Worten ihre Hand und sah ihr mit einem ruhig forschenden Blick in die Augen.

Gertrud entzog ihm nicht die Hand. Sie senkte nur die Wimpern und schweig.

„Sind Sie, Gertrud, das freimüthige Wesen, das für die Gleichstellung Ihres Geschlechts mit dem Manne schwärmt, wirklich nicht müthig genug, eine Wahrheit zu bekennen, wenn auch dieselbe Sie zwingt, Ihre Jugendträume aufzugeben? Weshalb Etwas nicht offen gestehen, was Sie so oft mit Schmerz erfüllte?“

„Meine Trauer um Isabellens Tod würde dann nicht so groß gewesen sein, wenn ich dies nicht gefühlt hätte,“ antwortete Gertrud.

„Ich bin nicht zufrieden mit dieser halben Antwort.“

„Nicht? Nun, in diesem Falle muß ich Ihnen, Eduard, ehrlich gestehen: Es gibt einen Mann, aber auch nur diesen Einen, dem ich meine Zukunft anvertrauen könnte!“

„Und dieser Mann, der Dich so viele Jahre geliebt und so geduldig erwartet hat, ist er nicht würdig, daß Du zu ihm sagst: Ich will die Deine sein, ich will meinen Jugendträumen entsagen?“

„Eduard!“ rief Gertrud aus, „Du vergiffest, daß nunmehr zwischen Dir und mir meine Armuth steht, wie ehemals mein Reichthum. Du hast selbst gesagt: Ich fordere, daß meine Frau so viel Vermögen mitbringt, um ihre eigenen Bedürfnisse bestreiten zu können. Nun wohl, ich besitze Nichts!“

„Geliebte Gertrud, Du bist im Besitz einer Arbeitskraft, und diese Arbeit ist mehr, als genug für Dich und Deine Bedürfnisse als Frau, und dann, wenn Gott Dir heiligere Pflichten, als die der Gattin auferlegen sollte, dann gibt es kein Kapital so groß, dessen Zinsen den Gewinn der Arbeit, welchen eine gute Mutter in ihren Kindern niederlegt, aufzuwiegen vermöchte. Nun, Gertrud, wirst Du aus neue Dein Herz verleugnen und noch einmal die Hälfte Deines eigenen Ich's von Dir weisen?“

Rothe und weiße Wolken kamen und gingen auf Gertrud's Wangen.

„Ich will nicht mit einem halben Worte Dich überreden,“ nahm Eduard wieder das Wort. „Habe ich mich geirrt, daß Dein Herz Dich mahnt, die Meise zu werden, dann gehe ich, um schon morgen wiederzukommen als Dein Freund; und ich werde ruhig des Tages gewärtigen, wo Dein Herz Dich zwingen wird, aus den beiden Schlägen unseres Herzens einen zu machen!“

Er griff nach seinem Hute, reichte ihr die Hand und fügte mit weicher Stimme hinzu:

„Lebe wohl, Gertrud!“

Sie legte ihre Hand in die seinige und sah zu ihm empor. Ihre Augen begegneten sich, und in denselben spiegelte sich die innigste und treueste Hingebung wieder. Eduard schloß ihre Hand fest in die seinige, und im nächsten Augenblicke ruhte Gertrud an Eduard's Brust.

E n d e.

Begräbniß eines Seemannes.

(Zur Illustration Seite 167.)

Sie kommen alle, Weib und Kind,
Und wer von Männern nicht auf See,
Und nehmen ehrlich wie sie sind
Ihr herzlich Theil am fremden Weh.

Und es empfängt der brave Sohn
Die ernstten Gäste still gefast,
Geweiht hat er am Morgen schon,
Als er das Wimpel ließ vom Mast.

Des Seemanns Frau sitzt unbewegt
Und thränenlos an seinem Schrein;
Wie auf den Sarg die Hand sie legt,
Verräth ihr Seelenleid allein.

Wenn Nachts der Wind ihr Haus umpfiff,
Und Wogenschwall die Ufer schlug,
Dann dachte sie ans kleine Schiff,
Das überm Schlund den Gatten trug,

Und zürnte ihm und schalt das Meer,
Das ihn vom festen Herde zog,
Ein Groll, der bei der Wiederkehr
Des Theuren, o, wie schnell verslog!

Nun ruht, ein stiller Passagier,
Er aus in nimmer-schwanktem Boot,
Der Planken hat es einzig vier,
Doch großen Kapitän — den Tod!

Alle Zeiten auf dem Mississippi.

Nach Mark Twain von Udo Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Als wir nun so den breiten und grünen Ohio hinab-
leuchten, wurde mit einem Schlage ein neues Wesen, der Ge-
genstand meiner Bewunderung, aus mir. Ich war
ein Reisender! Wie schien mir ein Wort in meinem Munde
einen so wundervollen Klang gehabt zu haben. Ich hatte
ein überströmendes Gefühl, ein schwellendes Bewußtsein in
mir, mich auf dem besten Wege nach den geheimnißvollsten
Ländern, nach den entlegensten Klimaten zu befinden, — ein
Gefühl und ein Bewußtsein, wie ich sie seitdem nie wieder
gehabt habe. So erhebend und verklärend waren beide, daß
alles niedere Fühlen von mir wich, und ich es sogar über mich
vermochte, auf die nicht reisende Welt mit einem Mitleid
herabzublicken, welches durch keine Beimischung von Veräch-
lichkeit entadelt wurde. Dennoch konnte ich es mir nicht ver-
sagen, wenn wir an kleinen Städtchen und sonstigen Ufer-
plätzen anlegten, mich nachlässig über das Geländer des oberen
Decks zu lehnen und mich in dem Reide zu sonnen, den ich
der am Landungsplatz versammelten Jugend einflöste. Schien
es mir, als ob sie mich nicht entdecken wollten, so huschte ich
wohl oder schenkte mich mit möglichster Deutlichkeit, um ihre
Aufmerksamkeit zu erregen, oder suchte mir einen Platz aus,
wo nichts sie davor retten konnte, mich zu sehen. Und so-
bald sie mich sahen, begann ich zu gähnen, mich zu dehnen
und zu rädeln, mit einem Wort in allen jenen Kundgebungen
zu ergehen, durch die ein Reisender seine Erschöpfung und
seinen Widerwillen gegen das Reisen zu erkennen zu geben
pfllegt.

Gleichzeitig hatte ich es mir zur Regel gemacht, haar-
haupt einherzugehen und mich womöglich an solchen Plätzen
aufzustellen, wo Sonne, Wind und Wetter uneingeschränkte
Verfügung über mein Gesicht hätten — Alles mir, um das
Ansehen eines echten, bronzierten, verwitterten Reisenden zu
bekommen. Und in der That, ehe der zweite Tag vorüber
war, empfand ich eine Genugthuung, die mich ganz und gar
mit Seligkeit erfüllte, denn ich fühlte und sah, wie mir die
Haut auf Gesicht und Hals aufsprang, Risse bekam und sich in
schmalen Streifen loszulösen begann. Es machte sich so prächt-
ig, daß mir nichts zu wünschen blieb, als daß auch die
Knaben und Mädchen in meiner Heimath es hätten sehen
können.

Wir erreichten Louisvillle oder doch mindestens seine
Nachbarschaft zur vorgeschriebenen Zeit. Hier aber bereiteten
uns die Stromschnellen und die Felsen im Flußbett so mannig-
fache Hindernisse, daß wir zu ihrer Ueberwindung volle vier
Tage brauchten. Was mich anbelangt, so erwartete die ge-
meinsam überstandenen Schwierigkeiten und Gefahren ein
ebenso unwillkürliches wie starkes Gefühl der Zugehörigkeit
zu dem Fahrzeug und der auf ihm heimischen Personen in
mir. Ich kam mir wie eine Art Sohn des Capitains oder
ein jüngerer Bruder der höheren Angestellten des Boots vor,
und vergebens würde ich mich bemühen, dem Stolz Worte zu
leihen, der ob dieser Würde mein Herz schwellte, oder die
Liebe zu schildern, die mich an diese Menschen kettete. Aller-
dings wußte ich damals noch nicht, welche geringe Werth-
schätzung der flußbeherrschende Dampfbootmann für derartige
Empfindungen einer anmaßenden Landratte zu hegen pfllegt!
Nur zu bald sollte ich es erfahren.

Vor allen Dingen war es der riesige erste Mate, von
dem irgend ein geringes Zeichen der Beachtung zu erhalten
mein Lebenswunsch war. Mit ängstlicher Aufmerksamkeit
lauerte ich auf die Gelegenheit, durch eine kleine Gefälligkeit
oder einen Dienst mir diese Günst des Schicksals zu gewinnen.
Endlich bot sie sich dar. Unter dem bei allen wichtigeren
Ereignissen auf Mississippi- und Ohio-Dampfern üblichem
Aufbruch von Lärmen, Trampeln und Fluchen wurde eine neue
Winde auf dem Vorderdeck angebracht. Ich stand in der Nähe
mit einer Seele, die zwischen Bewunderung und beständiger
Achtbarkeit, den hin- und herlaufenden Gegenständen meiner
Bewunderung ja nicht in den Weg zu kommen, getheilt war,
als plötzlich die Stimme des riesigen Bootsmannes die Winden-
stange heranzubringen befohl. Im Nu war ich an seiner
Seite: „Sagen Sie mir, wo sie ist, und ich bringe sie Ihnen!“
Wenn ein Lumpensammler der New-Yorker Waterstreet sich
plötzlich dem Kaiser von Rußland zu einer diplomatischen
Sendung zur Verfügung stellen würde, so könnte dieser nicht
in ein größeres Erstaunen versetzt werden, als mein riesiger
Mate durch mein kleines Anerbieten, ihm die Windenstange
zu holen. Selbst zu fluchen vergaß er. Er stand regungslos
und starrte zu mir nieder. Mindestens zehn Minuten kostete
es ihn, bis er seine gebannten Geister wieder gesammelt
hatte. Dann stieß er mit einem mir unvergeßlichen Ausdruck
die Worte hervor: „Well, wenn das nicht über den Teufel
selber geht —“ und wandte sich zurück, wie ein Mann, dem
eben ein Problem über den Weg gelaufen ist, zu wahnsinnig,
zu absurd, um an seine Lösung überhaupt nur zu denken.

Ich schlich mich hinweg und begrub mich für den Rest
des Tages in die Einsamkeit meiner Koje. Ich ging nicht
zum Mittagessen, und selbst am Abendtisch erschien ich erst,
als alle Uebrigen längst fertig waren. Mein Zugehörigkeits-
gefühl zu der Schiffsfamilie war lange nicht so stark, als es
vordem gewesen war. Erst allmählig kehrte mein Muth und
mein Selbstvertrauen wieder zurück, je weiter wir den Fluß
herabkamen. Eins aber schmerzte mich nach wie vor: ich
war mir klar geworden, daß ich den riesigen Bootsmann jetzt
haßte, aber nur deswegen so heftig haßte, weil es unmöglich
war, ihn nicht zu bewundern. Er war sechs Schuh hoch und
hatte die Kraft eines Stiers. Sein Gesicht war ganz und
gar bärtig. Auf seinem rechten Arm war eine rothe und
eine blaue Frau eintätowirt, jede mit einem blauen, an
rothem Seile hängenden Anker zur Seite. Und endlich war
er die Vollkommenheit selbst im Fluchen. Wenn unter seiner
Aufsicht Ladung gelüftet oder genommen wurde, so stellte ich
mich immer so, daß ich Alles hören und sehen konnte. Er
fühlte die Größe seiner Stellung und versäumte keine Gelegen-
heit, sie auch in ihrer ganzen Größe die Welt fühlen zu machen.
Selbst den einfachsten Befehl erteilte er, als gelte es einen
plötzlichen Blitz zu schleudern und mit einem lange anhalten-
den Donner von Verwünschungen zu begleiten. Wenn man
ihn sah, konnte man sich nicht helfen; man mußte die Art und
Weise, in der eine gewöhnliche Landratte einen Befehl er-

theilen würde, mit der Großartigkeit dieses Flußgiganten
vergleichen. Wenn die Landratte den Landungssteg um einen
oder zwei Fuß weiter vorangeschoben haben wollte, würde sie
sich etwa wie folgt ausdrücken haben: „James oder William
— sei einer von Euch so gut, das Brett da voran zu schie-
ben!“ Mein riesiger Mate dagegen ließ aus derselben Veran-
lassung den folgenden Wortfataren los: „Hier, Jungs, das
Gangbrett voran! Verd — t noch ein Mal, vorwärts — sag
ich. Was sagt er? Haut ihm auf den Mund! Hier — hier!
So, Jungs, — noch ein Stück, — noch eins! Verwünscht,
Herr, wollen Sie auf dem Brett einschlafen — oder drauf
wohnen bleiben? Heben Sie Ihren Kram besser in die
Höhe — hören Sie? Wohin geht Ihr mit dem verd — ten
Fas da? Wenn Ihr nicht macht, daß Ihr uns damit sofort
aus den Augen kommt — verd — t will ich sein, wenn ich es
Euch nicht verschlucken mache, Ihr verd — es Mittel ding von
Sumpfschildkröte und Pferdiedel!“

Und da sollte man dabei stehen und nicht von dem Wunsch
verzehrt werden, ebenso sprechen zu können?!

Als sich meine Beschämung und mein Kummer über das
Abentuer mit dem Mate etwas zu legen begonnen, richteten
sich meine Blicke auf den letzten und bescheidensten Angestellten
des Bootes, den Decknachtwächter, und ich beschloß, wenigstens
mit diesem ein persönliches Verhältnis zu erzwingen. Zwar wies
auch er meine Annäherungsversuche zuerst in der unfreundlichsten
Art zurück, als ich ihm jedoch eine neue Thorpfefze schenkte,
wurde er weicher. Erst erlaubte er mir mit ihm auf dem Sturm-
deck bei der großen Glocke zu sitzen, dann schmolz seine Rückhal-
tung in zusammenhangslos hingeworfene Worte, und endlich
schlossen sich diese zu einer vollständigen Unterhaltung zusammen.
Es blieb ihm wohl nichts Anderes übrig. Ich hing mit solcher
Hingebung an seinen Lippen und machte aus meinen Empfin-
dungen so wenig ein Hehl, daß es ihm nicht entgehen konnte,
wie sehr mich seine Herablassung beglückte und erhob. Er
nannte mir die Namen von dämmern den Ufervorprüngen und
dunkeln Flußinseln, als wir in der feierlichen Nacht unter dem
friedlichen Blinken der Sterne daran vorüberglitten, und
schließlich kam er auch auf sich selbst zu sprechen. Für einen
Menschen, dessen wöchentlich Gehalt sechs Dollars betrug,
war er vielleicht ein wenig zu gefühlvoll, oder richtiger ge-
sagt, er hätte einer älteren und erfahreneren Person, als mir,
leicht so erscheinen können. Aber ich trank seine Worte in
mein dürftiges Gemüth und nahm sie mit einem Glauben
auf, der Berge hätte versetzen müssen, wenn man sich seiner
in der richtigen Weise bedient hätte. Was kümmerte es mich,
daß er abgeschabt und schmierig war, und daß er auf weite
Entfernungen nach Gin duftete? Was kümmerte mich, daß
seine Grammatik schlecht, seine Aussprache noch schlechter war
und daß die Art, in welcher er das unerläßliche Fluchen be-
trieb, so sehr jedes künstlerischen Hauches entbehrte, daß es,
statt seiner Unterhaltung einen Reiz zu leihen, dieselbe eher
beeinträchtigte? Er war ein Mann, dem übel mitgespielt
worden war, der stürmische Zeiten gesehen, der gelitten hatte.
Das war für mich entscheidend. Als ich seinen Stolz soweit
überwunden hatte, daß er mir seine traurige Geschichte erzählte,
fielen ihm Thränen von den Wimpern auf die Laterne
in seinem Schooß, und ich schluchzte vor Sympathie laut auf.
Er theilte mir mit, daß er der Sohn eines englischen Edel-
manns sei, — er wußte nicht recht, ob eines Grafen oder eines
Stadtverordneten, dachte aber schließlich, daß beide Würden
vereint gewesen seien. Sein Vater hatte ihn zärtlich geliebt,
aber seine Mutter hatte von der Wiege an nur Haß für ihn
gehabt. Und so wurde er, in noch zartem Knabenalter, nach
einem von den „alten, uralten Collegen geschickt“, — er er-
innerte sich selbst nicht mehr recht, nach welchem. Dann starb
sein Vater plötzlich, und die Mutter riß das ganze Vermögen an
sich und setzte ihn vor „die Thüre da draußen hinaus“. Als
er so vor „die Thüre da draußen hinaus“ gesetzt worden war,
boten verschiedene Mitglieder der englischen Aristokratie, mit
denen er aufgezogen worden, ihren ganzen Einfluß auf, ihm
eine Volontair-Schiffsjungenstelle auf einem Westindienfahrer
zu besorgen. Und so war er aufs Wasser gekommen. Ein-
mal bei diesem Punkt in seiner Lebensgeschichte angelangt,
verlor mein Nachtwächter jeden Faden, und die Fortsetzung
seiner Erzählung war nur noch ein einziges Chaos von Daten,
Derklichkeiten, Namen und ungläublichen Abenteuern, eine
epische Sündfluth, so voller Schrecken und um eines Haares
Breite abgewandeter Lebensgefahren, so frohend von bewußter
und unbewußter menschlicher Schlechtigkeit und so trübend
von Muth und Thränen, daß ich sprachlos da saß, lauschend,
bewundernd, staunend und anbetend!

Es war kein kleiner Schmerz für mich, als ich späterhin
dahinter kam, daß er ein niedriger, gemeiner, unwissender,
sentimentaler, halbverrückter Humberg war, ein nie in der
Welt gewesener Eingeborener der Wildnisse von Illinois,
welcher eine Unmasse von Colportageromanen verschlungen
und ihre Ungeheuerlichkeiten in sich aufgenommen hatte, bis
er sich aus allen diesen unverdaulichen Fäden ein eigenes wirres
Netz gewoben, das er unerfahrenem, halb flüggem Volke, wie
mir, so lange über den Kopf warf, daß er schließlich selbst
daran glaubte!

II.

Die vier Tage, welche wir auf dem Felsen bei Louisvillle
festlagen, und einen oder den andern sonstigen Aufenthalt mit
eingerechnet, schlug der arme alte Paul Jones mit der Fahrt
von Cincinnati nach New-Orleans volle zwei Wochen um die
Ohren. Das gab mir denn endlich doch eine Gelegenheit, mit
einem der Steuermänner bekannt zu werden, der schließlich
so weit ging, mich die Handgriffe seines Rades und die Be-
wegungen seines Bootes zu lehren, und dadurch den Zauber,
den das Flußleben auf mich ausübte, zu einem gewaltigeren,
als je vorher machte.

Auch gab es mir Gelegenheit, die Bekanntschaft eines
Jünglings zu machen, der im Zwischendeck fuhr und dadurch
um so mehr meine Theilnahme erregte. Denn er borgte mir
unter dem Versprechen, am Tage nach unserer Landung nach
dem Boot zurückzukehren und das Geld zurückzahlen, mit
Leichtigkeit sechs Dollars ab. Indessen — er muß gestorben
sein oder die Sache vergessen haben, denn er kam nicht. Wahr-
scheinlich war das Erstere der Fall, da er mir von seinen
Eltern erzählt hatte, daß sie vermögend seien, und er mir
deshalb im Zwischendeck fuhr, weil es kühlere war.

In New-Orleans entdeckte ich sehr bald zwei Dinge.

Erstens, daß es nicht sehr wahrscheinlich war, daß unter zehn
oder zwölf Jahren ein Schiff von dort nach der Mündung
des Amazonasstromes gehen werde. Und zweitens, daß selbst,
wenn ich so lange warten könnte, die neun oder zehn Dollars,
die ich noch in der Tasche hatte, zur Ausführung eines so
großartigen Unternehmens, wie ich es im Kopfe hatte, nicht
hinreichend wären. Daraus ergab sich denn die Nothwendig-
keit für mich, auf eine neue Carrière zu sinnen. Ich unter-
nahm eine regelrechte Belagerung meines Steuermannes und
hatte den Triumph, ihn nach drei Tagen capituliren zu sehen.
Er verpflichtete sich, mich für eine, von den ersten Verdiensten
meiner künftigen Steuermannselbstständigkeit zu bezahlenden
Summe von fünfshundert Dollars den „Mississippi von New-
Orleans bis St. Louis hinauf zu lehren“, und ich stürzte
mich in das geringe Waquiß einer solchen Lehrlingschaft mit
der ganzen Selbstvertrauensseligkeit meiner Jahre. Hätte ich
allen Ernstes eine Vorstellung von dem gehabt, was ich
meinen Fähigkeiten zumuthen im Begriff stand, ich würde
sicherlich nicht den Muth gefunden haben, es auch nur anzun-
fangen. Ich nahm einfach an, daß Alles, was ein Steuer-
mann zu thun habe, darin bestand, sein Boot im Strome zu
halten, und hatte, da dieser Strom so breit war, keine Ahnung
davon, wela ein Kunststück das sei.

Wir gingen um vier Uhr Nachmittags von New-Orleans
ab, und zwar bis acht Uhr „unsere Wache“. Mr. B.,
mein Chef, richtete das Boot, wandte es haarscharf längs
den Hintertheilen der übrigen, am Ufer liegenden Dampfer
hin und sagte zu mir: „Da, zugreifen, und so hart an die
andern Boote da hingehalten, als gelte es einen Apfel zu
schälen.“ Ich ergriff das Rad, aber das Herz fiel mir in
die Stiefel. Wir waren so dicht an den übrigen Booten, daß
es mir ganz unmöglich schien, voran zu kommen, ohne auch
nur einem einzigen derselben die Seitenwand nicht einzu-
drücken. Ich hielt den Athem an und begann sofort aus dem
Verderben herauszusteuern, denn, obgleich ich mich wohl hütete,
sie auszusprechen, hatte ich doch meine eigene Ansicht von
einem Steuermann, der nichts Besseres zu thun wußte, als
uns in eine derartige Gefahr zu stürzen. In einer halben
Minute hatte ich einen breiten Streifen rettenden Wassers
zwischen den Paul Jones und die Schiffe am Ufer gelegt, —
und nach Verlauf noch weiterer zehn Sekunden war ich mit
Schimpf und Schande bei Seite geschleudert, Mr. B. aber
steuerte unter einer wahren Sturzfluth von Schmähungen, die
er über mich ausströmte, aufs neue in das Unheil zurück.
Ich war aufs tödtlichste verletzt, ohne jedoch mich gleichzeitig
der höchsten Bewunderung enthalten zu können, wie Mr. B.
an dem Rade hin und her tanzte und mit uns so dicht an
den andern Booten hinschoß, daß das Verderben jeden Augen-
blick unvermeidlich schien. Nachdem er sich ein wenig abge-
kühlt hatte, erklärte er mir, daß das ruhige Fahrwasser sich
längs des Ufers, die Strömung hingegen weiter draußen be-
fände, und daß wir aus diesem Grunde stromaufwärts am
Ufer hinhaltend mühten, uns jenes zu Nutze zu machen, strom-
abwärts aber ihm fern zu bleiben hätten, um die Vortheile
dieser für uns zu haben. Sofort beschloß ich bei mir, mich
damit zu begnügen, ein Stromabsteuermann zu werden und
das Stromaufhandwerk solchen über gewöhnliche Menschen-
weisheit hinaus gekehrten Leuten, wie Mr. B., zu überlassen.

Hie und da lenkte Mr. B. meine Aufmerksamkeit auf ge-
wisse Dinge. So beispielsweise: „Das ist die Sechsmilen-
spitze!“ Ich stimmte ihm zu. Es war ganz hübsch, in dieser
Weise belehrt zu werden, aber ich sah nicht ein, was dabei
herauskommen sollte. Weiterhin hieß es: „Das ist die Neun-
meilenspitze!“ Noch weiterhin: „Und das die Zwölfmeilen-
spitze!“ Ich hatte wirklich keine Ahnung, daß diese Land-
vorprünge irgendwie Gegenstände des Interesses für mich
seien. Sie lagen fast alle in derselben Höhe mit dem Wasser-
spiegel, und einer sah genau wie der andere aus. Zudem
waren sie von unmalersischer Eintönigkeit. Ich hoffte ernst-
lich, Mr. B. würde nun bald ein anderes Gesprächsthema
aufgreifen. Aber nein. Er steuerte, ganz hart ans Ufer hal-
tend, um eine dieser Landspitzen herum und sagte: „Hier
hört das todte Wasser auf, gerade oberhalb jener Gruppe von
Chinabäumen. Jetzt gehen wir querüber.“

Zwei oder drei Mal übergab er mir auch wieder das
Rad. Aber ich hatte kein Glück. Bald kam ich nahe daran,
auf ein ins Wasser hineinreichendes Zuckersfeld aufzufahren,
bald hielt ich zu weit vom Ufer ab. Und so fiel ich immer
wieder in Ungnade und hatte für ein Paar Minuten die be-
kannte Sturzfluth von Scheltworten aufs neue über mich er-
gehen zu lassen.

Endlich war diese erste Woche beendet. Wir nahmen
unser Abendbrod und gingen zur Ruhe. Um Mitternacht fiel
mir plötzlich der grelle Schein einer Laterne ins Gesicht, und
der Nachtwächter des Boots rief:

„Auf — hinaus!“

Damit verschwand er. Ich war außer Stande, mir dieses
seltsame Vorgehen zu erklären. Da ich aber vor der Hand
keine Neigung verspürte, weiter darüber nachzudenken, wandte
ich mich um und begann weiter zu schlafen. Aber schon war
auch der Nachtwächter wieder da und zwar war er dieses Mal
grob. Mich verdroß das, und ich sagte:

„Wer heißt Euch hier mitten in der Nacht herumstören
und Andere stören? Es ist ja gerade so, als sollte ich heute
nicht mehr zum Einschlafen kommen!“

Der Mann sagte:

„Wenn das nicht ein guter Spaß ist, will ich verwünscht
sein.“

Eben wurde die Schiffswache abgelöst, und ich hörte ein
brutales Gelächter von den ihre Schlafstätten Aufsuchenden
und verschiedene Bemerkungen, wie die folgenden: „Hallo,
Wächter, ist das neue Steuermännchen noch nicht heraus? Es
ist ein zarter Junge, nicht? Gebt ihm ein Stück Zucker in
einem Sangelappen und ruft das Stubenmädchen, um ihn
einzufangen.“

In diesem Augenblick erschien Mr. B. auf der Scene.
Eine Minute später aber klimmte ich bereits die steilen Stufen
zum Steuermannshäuschen empor, die eine Hälfte meiner
Kleider auf dem Leibe, die andere über dem Arm. Mr. B.
folgte, mir die Situation erläuternd, auf den Fersen. Die-
selbe war wirklich erfrischend. So mitten in der Nacht her-
aus und an die Arbeit zu müssen! Es war das eine jener
Einzelheiten im Steuermannsleben, an die ich noch nie ge-
dacht hatte. Ich wußte wohl, daß die Boote die ganze Nacht
hindurch gingen, aber es war mir nie beigestiegen, daß, um



Begrüßung eines Seemanns. Von Prof. H. Jordan.

X.A. B. Fremdenblatt

PLATZHECKER

dies möglich zu machen, ein menschliches Wesen aus seinem warmen Bett gerissen werden müßte. Eine trübe Ahnung überkam mich, daß der Steuermannsberuf doch nicht ganz so romantisch sei, wie ich geträumt hatte. Wenigstens war in der neuesten Phase desselben, die sich mir da eben enthielt, etwas verzweifelt Reales und wie harte Arbeit Aussehendes.

Es war eine äußerst dunkle Nacht, wiewohl eine beträchtliche Anzahl Sterne am Himmel stand. Der große Bootsmann war am Rade. Er hielt gerade auf einen bestimmten, ihm bezeichneten Stern zu, und das Boot schoß mitten im Strom dahin. Wiewohl keines der Ufer weiter, als eine Meile von uns entfernt war, schienen sie doch in entlegene Ferne entrückt, ganz unbestimmt, kaum erkennbar. Der Bootsmann sagte:

„Wir müssen an Jones Plantage anlangen, Herr.“

Sofort regte sich triumphirend auch der Geist der Vereinerung in mir. Ich sagte bei mir selbst: „Viel Glück zu diesem Unternehmen, Mr. B.; Sie werden einige Zeit brauchen, um Jones Plantage in einer Nacht, wie diese, zu finden. Und ich hoffe, Sie werden sie überhaupt nicht finden, wenigstens in diesem Leben nicht!“

In diesem Augenblick sagte Mr. B. zum Bootsmann:

„Am unteren oder oberen Ende der Plantage?“

„Am oberen!“

„Wird unmöglich sein. Es sind Baumstümpfe dort, die, wie der Fluß eben steht, außerhalb des Wassers sind. Die Entfernung bis zum unteren Ende ist nicht groß, Ihr müßt zufrieden sein, wenn wir dort halten.“

„Ganz wohl. Wenn es Jones nicht paßt, soll er sehen, wie er damit zurechtkommt.“

Und der Bootsmann ging. Meine Schadenfreude verrauchte, und Verwunderung ergriff statt ihrer meine Seele. Da stand ein Mann vor mir, der sich nicht nur anheißig machte, eine bestimmte Plantage in solch einer Nacht aufzufinden, sondern auch das obere oder untere Ende derselben, wie man eben beliebte. Ich brante förmlich, eine Frage zu thun, da ich aber bereits genug kurze Antworten eingehandelt hatte, um meine Schlafkabine damit vollzustauen, zog ich es vor, zu schweigen. Die Frage, welche ich so gerne an Mr. B. gerichtet hätte, lautete einfach dahin: ob er wirklich hinlänglich Esel sei, um sich allen Ernüßes einzubilden, diese eine Plantage in einer Nacht, in der eine Plantage ganz genau wie die andere aussieht, ausfindig zu machen? Aber wie gesagt, ich schwieg, wie ich denn überhaupt in jenen Tagen einen trefflichen Instinkt entwickelte, das zu thun, was das Richtige war.

Mr. B. steuerte auf das Ufer los und lenkte das Schiff bald längs seiner dunkeln Masse so sicher hin, als wäre es helles Tageslicht. Und nicht genug damit, er sang auch noch dazu: „Vater im Himmel, der Tag geht zur Mitternacht.“ Es blieb mir kein Zweifel, ich hatte mein Leben in die Hände eines ganz und gar gewissenlosen Auswürflings gelegt. Eben als mir dies klar zu werden begann, wendete er sich nach mir um und fragte:

„Was ist der Name der ersten Landspitze oberhalb von New-Orleans?“

Ich war entzückt, die Frage ohne Besinnen beantworten zu können, und ich that es. Ich sagte, ich wüßte es nicht.

„Weißt es nicht?“

Die Art, in der dies „nicht“ betont wurde, empörte mich. Aber wie schnell ich auch meine Fassung wieder gewann, — doch wußte ich nichts Anderes zu sagen, als ich bereits einmal gesagt hatte.

„Schön so, — Du bist mir ein Weiser!“ entgegnete Mr. B.

„Wie heißt denn die nächste Spitze?“

Wieder wußte ich es nicht.

„Das geht denn doch über Alles und Etwas. So sage mir den Namen von irgend einem der Punkte, welche ich Dir genannt.“

Ich sann eine Weile nach und war endlich in der Lage zu versichern, daß ich keinen einzigen wüßte.

„Gib Acht, — wo gingen wir oberhalb der Zwölf-Meilen-Spitze quer über den Fluß?“

„Ich — ich — weiß es nicht.“

„Du — Du — weißt es nicht —“ spottete Mr. B. mir nach.

„Was weißt Du denn?“

„Ich, — ich? Nichts — mit Bestimmtheit.“

„Beim Geist des alten Paul Jones, ich glaube Dir. Du bist das Albernste von einem Strohkopf, was mir noch vorgekommen ist, oder wovon ich noch je gehört habe. Die Idee, aus Dir einen Steuermann zu machen, — aus Dir! Du hast ja nicht Grütze genug, eine alte Kuh eine Straße hinunter zu steuern.“

Und immer höher schlug sein Unwille empor. Er war ein nervöser Mann, und er sprang von einer Seite des Rades auf die andere, als ob der Fußboden glühend sei, dann lockte er eine Weile für sich allein, um gleich darauf wieder überzufahren und mich mit seinem Grimme zu verbrühen.

„Gib Acht, — warum glaubst Du, daß ich Dir die Namen von den Spitzen und Punkten da eigentlich gegeben habe?“

Ich dachte zitternd einen Moment nach, und dann ließ ich mich vom Teufel der Versuchung packen und sagte:

„Um — um mich zu unterhalten, dachte ich.“

Das war denn freilich ein rothes Tuch für meinen Stier. Er raste und tobte derartig (wir gingen eben wieder einmal quer über den Fluß), daß es mir schien, er sei ganz und gar blind, denn er rampte mit dem Boot über das Steueruder eines stromabwärts gehenden Getreidekahnes hinweg. Natürlich blieb man ihm von Seiten der Bemannung des Kahnes in Gestalt eines Hagels brühwarmer Flüche nichts schuldig. Mr. B. aber war der dankbarste Mann der Welt, denn nicht nur, daß er mit Ingrimm bis zum äußersten Rande voll war, hier fanden sich auch Menschenkinder, die ihm Rede und Antwort standen. Er riß ein Fenster des Steuerhäuschens auf und streckte den Kopf hinaus. Und dann erfolgte ein solcher Ausbruch, wie ich ihn nie vorher erlebt hatte. Je weiter sich die beiden Fahrzeuge von einander entfernten, um so höher wurde Mr. B.'s Stimme, um so wichtiger fielen die Beinamen, mit denen er die Entleierten belegte. Als er endlich das Fenster schloß, war sein Vorrath absolut erschöpft. Er war leer, so leer, daß man ihn durch ein Haarsieb hätte sieben können und nicht einmal so viel profane Reden herausgesiebt hätte, um die vorjorglichste Mutter damit zu beruhigen. Und so kam es denn, daß seine Rede durchaus menschlich und

lieblich klang, als er sich plötzlich mit den Worten zu mir wendete:

„Mein Junge, Du mußt Dir ein kleines Memorandum-Buch anlegen und darin Alles, was ich Dir erkläre, aufzeichnen. Es gibt nur einen Weg, ein guter Steuermann zu werden, und das ist der: den ganzen Strom auswendig zu lernen. Du mußt ihn ganz so genau wissen, wie Dein ABC.“

Das war denn eine nicht wenig unheimliche Eröffnung für mich! Mein Gehirn war nie mit etwas Anderem geladen gewesen, als mit leeren Patronen. Trotzdem hielt meine Entmuthigung nicht lange an — ich war so sehr überzeugt, daß Mr. B. in der zwanglosesten Weise übertrieb, daß mir diese Ueberzeugung unwillkürlich Nachsicht mit ihm auferlegte. Eben zog er an dem Strick der großen Glocke und läutete einige Male. Die Sterne waren alle verschwunden, und die Nacht war schwarz wie Dinte. Ich konnte deutlich hören, wie die Schaufelräder am Lande hinstrichen, ohne jedoch irgendwie sicher zu sein, daß ich das Land auch sehen konnte. Die Stimme des unsichtbaren Wächters auf dem Hinterdeck rief:

„Was ist dies, Herr?“

„Jones Plantage!“

Ich bebauerte innerlich auf das tiefste, nicht irgend eine Wette anbieten zu können, daß dies nicht Jones Plantage sei. Aber ich muhte nicht. Ich wartete einfach auf das, was auch ohnedies kommen mußte. Mr. B. zog die zum Maschinenraum führende Glockenleitung, und im nächsten Moment stieß die Nase des Schiffes an das Land. Eine Fackel leuchtete auf dem Vorderdeck auf, — ein Mann sprang auf das Ufer hinüber, — die Stimme eines Negers klang ihm von dort entgegen: „Geben Sie mir die Reisetasche, Massa Jones, — und in der nächsten Minute schon befanden wir uns feierlich und stattlich wieder mitten im offenen Fahrwasser. Eine Weile dachte ich ernstlich nach, dann sagte ich — natürlich nicht laut —: „Wenn es je einen glücklichen Zufall gegeben, so war es dieses Auffinden von Jones Plantage. Hundert Jahre mögen vergehen, ehe sich wieder etwas Aehnliches ereignet!“ Und nicht genug, daß ich dies bei mir selbst sagte, — ich war auch durchdrungen davon, daß es mir ein Zufall gewesen. —

Nach und nach waren wir sieben- bis achthundert Meilen den Fluß hinaufgekommen. Allem zum Trost hatte ich es allmählich doch gelernt, ein erträglicher Tages-Steuermann zu sein, und ehe wir St. Louis erreichten, selbst in der Nachtarbeit einige Fortschritte gemacht. Ich besaß ein Notizbuch, welches in der gebräuchlichsten Weise von allerlei Namen von Städten, Landspitzen, Punkten, Sandbänken, Inseln, Buchten, Krümmungen u. s. w. u. s. w. starre. Aber diese wichtigen Informationen waren alle nur in dem Notizbuch zu finden, — in meinem Kopfe hätte man vergebens danach gesucht. Auch machte es mir nicht geringen Kummer, bloß die Hälfte des Flusses in meinem Buch zu wissen, denn da unsere Wache jedesmal nur vier Stunden währte, denen eine ebenso lange Pause folgte, so gähnte mir in meinen Aufzeichnungen eine ununterbrochene Kette von Vier-Stunden-Liden entgegen, die ich vom Beginn der Reise an verschlafen hatte.

In St. Louis übernahm mein Chef eine Steuermanns-Stelle auf einem großen, zwischen St. Louis und New-Orleans laufenden Stromdampfer. Ich packte meine kleine Handtasche und folgte ihm. Das neue Boot war die Pracht selbst. Als ich zuerst in dem Steuermannshäuschen stand, befand ich mich so hoch über dem Wasserpiegel, daß ich mich auf die Spitze eines Berges verkehrt wähnte, und die Bedeckte dehnten sich unter mir so weit nach allen Richtungen hin, daß ich es gar nicht mehr begreifen konnte, wie ich am armen alten Paul Jones jemals Gefallen zu finden vermochte. Alles war anders. Das Steuerhäuschen des Paul Jones war eine arme, lumpige Kattenfalle, in der man die Ellenbogen nicht regen konnte. Hier hatten wir einen schimmernden Glaspiegel, geräumig genug, um darin zu tanzen, mit roth-gemalten und vergoldeten Fensterrahmen, einem üppigen Sopha, ledernen Polstern und einem gastfreundlichen großen Feuer für den Winter. Das sah denn doch nach Etwas aus, — und aufs neue wuchs mir der Muth, den Steuermannsberuf allen bisherigen Erfahrungen zum Trost für etwas Romantisches zu halten. Kaum hatten wir unsere Fahrt angetreten, so begann ich auch das ganze große Fahrzeug zu durchstreichen und mich förmlich vor Freude zu berauschen. Alles war neu und sauber, wie ein Puzzimmer. Wenn ich den langen, reich mit Vergoldungen gezierter Hauptsalon entlang sah, so meinte ich durch einen schimmernden Tunnel zu blicken. Jede Cajütenthür trug ein Delgemälde von der Hand irgend eines hochbegabten Schildermalers. Ueberall blühten die Krystall-Prismen von Arm- und Kronleuchtern. Die Schreibstube des Schiffsclerks war ein Schmuckkästchen, der Trinkstand eine Art Wunder, und der Wärrer des Schenktisches mit außerordentlichen Kosten raffirt und mit Kleidern, Wäsche, Büfennadeln und sonstigen herrlichen Dingen ausgerüstet worden. Das Kesseldeck, d. h. die zweite Etage des Bootes, erschien mir geräumig wie eine Kirche. Ebenso das Vorderdeck. Und wir hatten nicht bloß eine erbärmliche Handvoll Schiffsvolk, sondern ein ganzes Bataillon Bootskleute, Feuermänner, Deckarbeiter und sonstiger Angestellten. Die Feuer flammten stolz und wild von einer ganzen Reihe von Feuerstätten empor, und über ihnen brodelten acht mächtige Kessel. Es war eine unjägliche Großartigkeit. Die riesigen Maschinen, — doch genug! Ich hatte mich nie vorher so gehoben gefühlt. Und als ich schließlich gar noch die Entdeckung machte, daß die sauber gekleidete Schiffsdienerschaft mich in respectvoller Weise per „Sir“ behandelte, da fühlte ich mich auf dem Gipfel aller Genugthuung!

Als ich nach dem Steuerhäuschen zurückkehrte, hatten wir St. Louis bereits aus den Augen verloren. Aber ich, ich selber war auch verloren. Da hatten wir gerade eins jener Stücke vom Fluß, die auf das genaueste in meinem Buche standen, und doch konnte ich weder Kopf noch Schwanz daraus machen. Es ist leicht einzusehen, warum, — es war jetzt die umgekehrte Geschichte. Ich hatte Alles gesehen und aufgeschrieben, als wir den Fluß hinaufgekommen waren, aber ich hatte nie versucht, mir einzuprägen, wie es stromabwärts aussah. Mein Herz brach aufs neue. Es war klar, — ich hatte diesen entsehligen Fluß zweimal zu lernen!

(Schluß folgt.)

Der Herr Geheimerath.

Dem Niederländischen des Gerard Keller nachgezählt von Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

Als die Familie des Abends nach Hause kam, war von Erlen noch stiller, als am Mittage, aber es war eine seltsam apathische Ruhe.

Die Damen hatten sich ungeheuer amüßirt; die hochgerötheten Wangen und glänzenden Augen verriethen deutlich den Eindruck, den der seltsame Genuß auf sie gemacht hatte.

„D, Papa, das mußt Du durchaus auch einmal sehen.“

„Ist es komisch?“ frug Papa.

„D, sehr komisch, schrecklich komisch.“

„Also eine wirkliche Buffooper?“

„Ja, echt Buffo,“ sagte Mama.

„Nun dann, wenn es eine echte Buffooper ist, will ich auch einmal hingehen,“ sagte Herr von Erlen gewichtig. Seine Stellung war viel zu bedeutend, als daß er sich hätte verleiten lassen können, Etwas zu sehen, was das nicht war, wofür man es ausgab.

„Die Tragödie wird wohl ganz in Ungnade bei Ihnen sein,“ bemerkte Brigen.

„Das will ich nicht sagen. Aber es muß eine wirkliche Tragödie sein.“

„Haben Sie die Rachel gesehen?“

„Nein,“ sagte Erlen, als ob sich das von selbst verstehe. Unglücklicher Weise aber sagte seine Frau in demselben Augenblicke: „Ja,“ als ob sich das auch von selbst verstehe.

„Wir wollten hingehen,“ erklärte Erlen die bejahende Antwort seiner Frau, „aber —“

„Sie war Ihnen wohl nicht tragisch genug?“ frug Brigen.

„Das wohl, aber eine Person, die so lebt; Sie begreifen wohl, Brigen, daß ich meine Töchter dahin nicht führen durfte. Die Kunst muß mit der Tugend Hand in Hand gehen.“

„Und dann,“ sagte Karoline, „trat sie das letzte Mal hier nur in einem Concerte auf, und so ohne Costüm ist es doch das Rechte nicht.“

„Nein, gewiß nicht,“ entgegnete Brigen, „auch ich finde, daß Uebereinstimmung sein muß zwischen dem, was man denkt, und zwischen dem, was man trägt; ebenso wie Harmonie sein muß zwischen dem, was man ist und scheint.“

Brigen sprach diese Worte so ernsthaft, daß die sämtlichen Damen ihm Beifall schenkten; von Erlen dachte zwar bei sich selbst, daß sein Schwager dabei vielleicht noch eine Nebenabsicht habe, aber er war zu sehr mit anderen Angelegenheiten erfüllt, um lange hierüber nachdenken zu können.

Das Gespräch, von dem wir einzelne Fragmente mittheilten, wird Niemand nach dem Reste neugierig machen. Die Familie von Erlen blieb consequent dabei, daß die Trauben, die ihr zu hoch hingen, sauer seien, was Brigen sehr amüßirte und ihn veranlaßte, allerlei Absurditäten zu vertheidigen. Obgleich die alabasterne Pendule auf halb zwei stehen blieb, so brach doch die Nacht herein, und Onkel Schmidt-Brigen machte sich bereit, das Haus zu verlassen, von welchem Vorhaben ihn der Geheimerath nur schwach zurückhalten suchte. Dieser hielt seinen Schwager für einen guten Menschen und in gewissen Verhältnissen sogar für einen unentbehrlichen Menschen; heute jedoch erinnerte er ihn fortwährend an so Vieles, was er vergessen wollte, daß ihm seine Gegenwart ganz unerträglich wurde. Er athmete auf, als Brigen sich zum Fortgehen bereit machte, und als er ihn zur Hausthür begleitete, sagte er mit einer gewissen Heiterkeit zu seinem Schwager, indem er die glänzenden Sterne betrachtete: „Sie haben gutes Wetter getroffen.“

„Hoffentlich bleibt es so,“ entgegnete Brigen, „aber lassen Sie uns noch einmal auf unsere Geschäfte zurückkommen. Ich habe Sie diesen Morgen um Etwas ersucht, nicht um Sie in Angelegenheiten zu bringen, sondern um mir selbst aus einer solchen zu helfen. Wann kann ich das Geld erhalten?“

Gott sei Dank! klüfferte von Erlen bei sich selbst, weil er das Päckchen nicht mehr fühlte, welches ihn diesen Mittag so geängstigt hatte. Hätte er es bei sich gehabt, er würde es Brigen übergeben haben, um seine Ehre zu retten.

„Ist morgen Abend Zeit genug?“ frug er.

„Aber doch auch nicht später; Sie haben mir immer gesagt, daß ich es erhalten könne, so bald ich es verlangte, sonst würde ich nicht in solchem Augenblick darnach fragen.“

„D, es genirt mich nicht,“ sagte von Erlen, obgleich er nicht wußte, woher er das Geld nehmen sollte.

„Und nun mein Plan; ich garantire Ihnen die Zurückgabe des Geldes drei Tage, nachdem der König diese Concession unterzeichnet hat, aber dazu müssen Sie den Minister bearbeiten.“

„Ich?“

„Niemand vermag dies besser, als Sie; das Geschäft ist ehrlich, aber wie bei allen Geschäften hat es eine Schattenseite, und die Autoritäten sehen in der Regel zuerst das Schwarze und dann das Weiße. Es ist etwas Schwarzes dabei, das verkenne ich nicht, aber wenn Sie es verstehen, das Weiße gehörig hervorzuheben, so sind die tausend Gulden dafür übrig.“

„Aber ich kann die Papiere hier nicht einsehen.“

„Es ist auch gar nicht nöthig für den Augenblick. Nehmen Sie die Papiere mit auf Ihr Zimmer; dort können Sie dieselben lesen und sich die Sache überlegen, und ich wiederhole Ihnen, drei Tage nach der Concession ist Ihre Schuld aus der Welt.“

„Brigen!“

„Von Erlen!“

„Was Sie verlangen — verträge es sich auch mit dem Gewissen eines ehrlichen Mannes?“

„Wofür halten Sie mich, von Erlen?“

Von Erlen schwieg einen Augenblick und sagte dann langsam: „Für Jemand, der reich werden will.“

„Ganz richtig, lieber Schwager, suchen Sie es auch zu werden. Mit dieser Concession ist auch Ihr Glück gemacht. Sie haben alsdann eine Anstellung mit zehntausend Gulden.“ Und mit fröhlichem Grusse verließ Brigen die Erlen'sche Wohnung, während von Erlen schweigend wieder nach dem Salon zurückging und gleich darauf sich in sein Zimmer begab.

Die Sonne warf bereits ihr mattes Licht durch die Ritzen der Fenster, aber von Erlens hatte keinen Schlaf geföhlt. Er hatte sich in die Schriftstücke vertieft und nachdem er sie von Anfang bis zu Ende gelesen und reiflich bei sich erwogen hatte, faltete er sie wieder zusammen und murmelte vor sich hin:

„Gott im Himmel, bewahre mich davor, wie Du mich diesen Mittag bewahrt hast.“

Als er sein Zimmer verließ, mußte er durch das Schlafzimmer seiner Töchter. Wie armfelig standen die sieben Betten da! Armfelig war der unbedeckte Fußboden, und ebenso armfelig waren die geringen Möbel, die sich vorfanden. Es kostete ihn nichts, gar nichts, um diese Armuth in behagliche Wohlhabenheit zu verwandeln, gar nichts — außer einer That, worin sein ganzes untadelhaftes und unbeflecktes Leben untergegangen sein würde.

Er vollbrachte sie nicht.

Mit mehr Würde als jemals ging der Geheimerath von Erlens am folgenden Morgen in das Ministerium. Nachdenklich setzte er sich an seinen Schreibtisch, und alles schien mit ihm in der gleichen Stimmung zu sein; die graue neblige Luft, die draußen über dem Hof hing, nach welchem er die Aussicht hatte, die hohen eichenen Schränke, die dicken Bücher, das Dintenfaß, die Mappen, selbst der Federhalter sah verstimmt aus, wie er so auf dem kleinen Leuchter lag, der ein verstimmtes Endchen Wachslicht trug. Von Erlens dachte über die Antwort nach, die er seinem Schwager geben wollte, aber er konnte ebenso wenig, wie die leblosen Gegenstände um ihn her, die richtige Lösung der Frage finden.

Er wurde zum Minister gerufen, der ungewöhnlich liebenswürdig war — ein böses Vorzeichen.

„Nehmen Sie Platz, Herr von Erlens,“ sagte Se. Excellenz. Von Erlens leistete diesem Aufrufe Folge.

„Herr von Erlens, es ist möglich, daß ich mich irre, aber es kommt mir vor, als ob Sie in der letzten Zeit — Sie verzeihen den Ausdruck — weniger Interesse für unsere Geschäfte gezeigt hätten, als ich früher bei Ihnen wahrzunehmen glaube.“

„Interesse, Excellenz? Ich glaube mit demselben Eifer meine Pflichten erfüllt zu haben wie früher.“

„Haben Sie Angelegenheiten, die Sie bedrücken? Wie ist es mit Ihrer Gesundheit?“

„Die ist ganz ausgezeichnet.“

„Haben Sie häuslichen Kummer — es ist eigentlich unbescheiden darnach zu fragen, aber es ist mir am Wohlgehen meiner Beamten gelegen. Haben Sie vielleicht finanzielle Sorgen? Sagen Sie es offenherzig — die Gehalte sind nicht hoch, aber wenn ich recht unterrichtet bin, haben Sie einiges Vermögen.“

„Zu dienen, Excellenz,“ sagte von Erlens.

„Das dachte ich mir, sonst würden wir gern bereit gewesen sein, Ihnen zur Seite zu stehen. Wahrscheinlich wird also der Umfang Ihrer Arbeiten derart sein, daß er Sie zu schwer belastet; ich habe deshalb darüber nachgedacht, noch einen Beamten in mein Departement anzustellen, dessen Ernennung ich Sr. Majestät unterbreiten werde.“

Von Erlens wurde leichenblau; er begriff nun die ministerielle Liebenswürdigkeit und sah das Loos vor Augen, welches ihn erwartete, und zugleich verstand er auch, daß das erste Anerbieten ihm die Pille hatte vergolden sollen; aus Hochmuth hatte er die Vergoldung ausgeschlagen und mußte nun die Pille so schlucken.

„Ich gebe Ev. Excellenz die Versicherung, daß ich nicht wüßte, welche Arbeiten diesem Beamten übertragen werden könnten.“

„Das läßt sich alles arrangiren,“ entgegnete Se. Excellenz leicht hin; „ich wollte zuvörderst Ihre Ansicht über die Sache hören, und Sie werden nun wohl so gut sein, die Eingabe auszuarbeiten: Baron von Regenstein ist die betreffende Persönlichkeit.“

„Der Sohn Ihres Amtsgenossen?“

„Ich glaube ja,“ entgegnete Se. Excellenz, „jedemfalls ist er ein Mann von großen Kenntnissen, der Ihnen viele Hilfe gewähren wird. Vor zwei Uhr erwarte ich die betreffenden Papiere.“

Von Erlens verbeugte sich und stand auf.

„D, ja, der Gehalt! Wir werden ihm achtzehnhundert Gulden geben.“

„Ev. Excellenz erlauben mir vielleicht die Bemerkung, daß alsdann das Budget des Departements überschritten würde.“

„Das würden wir dann mit den kleineren Gehältern zu arrangiren suchen. Ist nicht vor einigen Monaten ein Beamter gestorben?“

„Ein Adjunctgehilfe.“

„Wichtig, und diesen Morgen hörte ich, daß wir wahrscheinlich noch einen Anderen verloren haben. Trauten hat in vergangener Nacht die Stadt in aller Stille verlassen.“

„Trauten!“ rief von Erlens erschrocken.

„Ja; wissen Sie etwas Besonderes über ihn?“

„Er kam gestern wegen zweihundert Gulden zu mir.“

„Nun, und warum haben Sie ihm diese nicht vorgeschlossen? Das würde alles doch in Ordnung gekommen sein! Hätten Sie ihn wenigstens an mich gewiesen; er wäre vielleicht durch kleine Beiträge zu retten gewesen, aber Sie sind wirklich zu sehr beschäftigt, und es ist Zeit, daß Sie Hilfe erhalten. Guten Morgen, Herr von Erlens.“

„Auch das noch!“ sagte Erlens zu sich selbst, als er auf sein Zimmer zurückgekehrt war, und er rief dem Boten zu: „Ich bin für Niemand zu sprechen.“

„Es ist hier bereits ein Herr gewesen,“ sagte dieser, „der wiederkommen will.“

„Ich kann den ganzen Tag über Niemand sehen.“

„Herr von Erlens,“ sprach eine Stimme gerade in dem Augenblicke, als die Thüre geschlossen wurde. „Es ist unmöglich, mein Herr, der Minister verlangt die größte Eile.“

Und die Thüre wurde geschlossen, und die Stimme und alle Anderen, die mit der Stimme in Berührung kamen, wußten nun, daß etwas Wichtiges im Gange war; vielleicht eine Reorganisation des Ministeriums, vielleicht der lange besprochene Beschluß über die unbezahlten Forderungen der früheren Schreiber oder ein anderes wichtiges Gesetz. So viel war sicher, daß nur der Minister und Herr von Erlens davon wußten, und daß das Gewicht des letzteren dadurch wieder bedeutend schwerer wurde.

Aber die Eingabe auszuarbeiten zur Anstellung eines überzähligen Beamten, war auch kein angenehmes Geschäft. Seit langer Zeit war Herr von Erlens ein so lästiges Stück Arbeit nicht übertragen worden, denn das einzige Motiv, welches er der Sache unterlegen konnte, war: Wir wollen unseren — von Erlens — hinauschieben. Aber endlich kam er doch damit zu Ende. Um zwölf Uhr war es fertig, und einer der Copisten, auf dessen Discretion man unzweifelhaft zählen konnte, wurde zu dem Geheimerath berufen, um in dessen Zimmer das geheimnißvolle Schriftstück seiner hohen Bestimmung vorzubereiten. Um halb zwei war die Seite geschrieben, und von Erlens ließ sich bei dem Minister melden, der das Schriftstück mit einigen liebenswürdigen Dankesworten entgegennahm und den Inhalt durchsah.

„Die Angabe des Tages, von welchem die Anstellung begiunt, ist vergessen: es ist der Erste des folgenden Monats,“ sagte Se. Excellenz in einem Tone, welcher bedeutete: Wirklich, Herr von Erlens, Sie sind zu überhäuft.

Von Erlens kehrte nach seinem Zimmer zurück mit dem Schriftstück in der Hand — zu gleicher Zeit stand Brigen vor seiner Thür.

„Guten Morgen, Schwager!“

„Bardon, Brigen, ich habe keinen Augenblick Zeit.“

„Was ist denn geschehen? Ist das Land in Gefahr? Was haben Sie da für ein Schriftstück?“

„Angelegenheiten des Ministeriums,“ entgegnete der Geheimerath etwas zugeknöpft und richtete dann die Frage an die anwesenden Unterbeamten: „Wo ist Herr Saugmann?“

„Er ist fortgegangen,“ war die Antwort.

„Er soll sofort hierher kommen.“

Aber das war nun leider nicht mehr möglich. Nach der wichtigen Thätigkeit im Zimmer des Herrn von Erlens hatte der Copist Saugmann eingesehen, daß ihm ein kleiner Spaziergang ins Freie zur Erholung nöthig sei, und keiner der Vorgesetzten hatte gewagt, einem Manne, der so in der Gnade des Herrn Geheimerath von Erlens stand, die Erlaubniß zu verweigern.

„Was soll ich nun thun?“ sagte Erlens; „ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Herr Saugmann muß morgen früh sofort zu mir kommen.“

„Was ist denn zu thun?“ mischte sich Brigen in die Verhandlung, „ich könnte Ihnen wohl nicht helfen, Schwager?“

„Ein Vortrag an den König muß abgeschrieben werden — ich weiß mir keinen Rath.“

„Können Sie das denn nicht selbst?“

„Ich!“ sagte Erlens mit der höchsten Entrüstung.

„Nun ja, schön schreiben ist wohl nicht Ihr größtes Verdienst, sonst würden Sie nicht so hoch gestiegen sein,“ spottete Brigen; „wer am schlechtesten schreibt, kommt am weitesten, denn ihn kann man nicht als Copist verwenden. Geben Sie mir nur eine Feder.“

„Aber Brigen! Es ist ein geheimes Schriftstück, es ist ein tiefes Geheimniß — Niemand darf etwas davon wissen.“

„Nun, ich werde es gewiß nicht weiter erzählen, lassen Sie doch sehen,“ — und bevor von Erlens es verhindern konnte, hatte sein Schwager bereits einen Blick in das Schriftstück geworfen.

„Gott bewahre! Eine schöne Geschichte!“

„Wie so?“

„Die Minister helfen also nicht mehr nur ihren eigenen Regnen vorwärts, sondern jeder dem Sohne des Andern. Regenstein wird bei Euch angestellt, und der Sohn Ihres Ministers hat einen prächtigen Posten durch den Collegen seines Vaters erlangt. Schöne Geschichten! Und Sie haben die Eingabe entworfen?“

„Ich habe jetzt keine Zeit, Brigen, haben Sie die Güte, mich allein zu lassen.“ Von Erlens schellte und verlangte einen der Schreiber.

Die „schöne Hand“ trat herein.

„Herr Trauten!“

„Herr Geheimerath, ich habe —“

„Darüber später. Sehen Sie sich, Herr Trauten, und schreiben Sie, Sie sehen, hier ist eine Correctur. Die erste Correctur, die meine Entwürfe verunziert! Mir schwindelt der Kopf.“

Trauten schrieb, was ihm aufgetragen war, und kurze Zeit darauf stand die Reinschrift auf dem Papier. Die „schöne Hand“ sah mit sichtbarem Wohlgefallen, wie unendlich viel schöner doch seine Schrift war, als die seines Amtsgenossen.

„Zwei Abschriften! Das ist noch niemals vorgekommen!“ mit diesen Worten eilte von Erlens zum Zimmer hinaus und ließ Brigen mit Trauten allein.

„Sie können gut copiren?“ frug Brigen.

„Ich bilde mir Etwas darauf ein, daß im ganzen Ministerium keine zweite Hand ist, wie die meine.“

„Und was verdienen Sie damit?“

„Sechshundert Gulden. Herr von Erlens wird Ihnen vielleicht gesagt haben, daß ich mich in sehr schlimmen finanziellen Verhältnissen befinde.“

„Es ist wirklich auch zu wenig für Jemand, der auf seine Handschrift stolz sein kann; aber nun ist Ihnen ja geholfen.“

„Mir? Wenn es doch so wäre!“

„Nun, ein Mann, der solch ein Geheimniß kennt,“ sagte Brigen höhniß, „braucht doch keine Armuth zu leiden.“

„Ist es ein Geheimniß?“ frug rasch der Copist.

„Ein tiefes Geheimniß,“ sagte Brigen, indem er sich umwendete, um das Lachen zu verbergen, während Trauten darüber nachdachte, ob es wirklich so sei, und in welcher Weise er Vortheil daraus ziehen könne.

Der Geheimerath kehrte zurück, und indem er dem Copisten dankte, befahl er ihm, die Sache ganz geheim zu halten.

Brigen gab Trauten einen Wink mit den Augen, wodurch dieser von der Wahrheit seiner Worte noch mehr überzeugt wurde.

„Wünschen Sie noch Etwas, Herr Trauten,“ frug Erlens, da sich die „schöne Hand“ nicht entfernte.

„Darf ich den Herrn Geheimerath ganz bescheiden an mein Besuch von gestern erinnern? Es ist Ihnen vielleicht bekannt — daß ich — gestern —“

„Ich weiß es, Herr, es geschieht Nichts in meiner Abtheilung, was ich nicht erfahre; aber ich war mit dem Minister übereingekommen, daß wir Ihrem unbedachtamen Flücht-

versuch durch die Finger sehen wollten, wenn Sie zurückkehren würden und nicht wieder auf ähnliche Gedanken kämen.“

„Nein, Herr Geheimerath, das schwöre ich Ihnen, ach Sie hätten fühlen sollen, was in mir vorging, als ich diesen Morgen daran dachte, wie meine Frau und meine Kinder mich in Verzweiflung suchen würden. Ich konnte es zuletzt nicht mehr aushalten und bin zurückgekehrt.“

„Das war das Verständigste, was Sie thun konnten.“

„Aber damit bin ich nicht gerettet — ich habe noch zwei Tage Frist erhalten, aber dann bin ich unrettbar verloren, wenn mir nicht geholfen wird. Wenn Sie es mir erlauben, werde ich morgen um eine Audienz nachsuchen.“

„Ich will noch mehr thun; ich will unter den Beamten eine Liste circuliren lassen, deren Resultat Ihnen zu gute kommen soll. Se. Excellenz wird gewiß auch unterschreiben.“

„Und was daran fehlt, lege ich zu,“ sagte Brigen.

Das muß ein großes Staatsgeheimniß sein, dachte Trauten, der ganz überrascht war über die Wendung seiner Angelegenheiten; hätte er es vorher ahnen können, so würde er mehr auf das geachtet haben, was er abschreiben mußte, aber ein richtiger Copist schreibt nur und liest nicht. Nun fiel ihm ein, daß einer der Beamten erzählt hatte, er sei mit einem Verwandten des Geheimeraths im großen Casino gewesen. Nach Kalms Erzählung war dieser Verwandter ein Millionär gewesen. Sollte das Geheimniß mit dem freigebigen Herrn, der ohne Zweifel mit dem Millionär ein und dieselbe Person war, in Verbindung stehen? Sollte Herr von Erlens am Ende zum Minister ernannt werden?

Solche Gedanken beschäftigten den Besitzer der schönen Hand, während er wieder an seinem Schreibtische saß, denn arbeiten konnte er in diesem Zustande nicht und nach Hause gehen durfte er nicht, denn nicht jeder Beamte kann kommen und gehen, wann er will.

Erlens und Brigen waren allein geblieben.

„Haben Sie meine Schriftstücke gelesen?“ frug Brigen.

„Ja!“

„Und?“

„Ich darf nicht — Ihre Angelegenheit ist nicht — gerade heraus — nicht ehrlich.“

„Was nennen Sie ehrlich, Erlens?“

„Ich habe mich vielleicht etwas stark ausgedrückt: sie ist nicht, was sie zu sein scheint.“

„Und das sagen Sie!“ entgegnete Brigen spottend.

„Das kann doch für Sie kein Grund zur Ablehnung sein. Angenommen, daß mein Plan vortheilhafter für den Unternehmer, als für den Staat wäre, ist das nicht ganz selbstverständlich? Meinen Sie vielleicht, daß wir dem Staate Etwas schenken sollten, während die Minister ihre Söhne auf fette Stellen setzen? Sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, war diese Eingabe eine ehrliche Sache? Gewiß nicht. Ich wette, daß Sie Mähe gehabt haben, der Geschichte ein richtiges Ansehn zu geben.“

Erlens nickte zustimmend.

„Nun also, dem jungen Regenstein werden achtzehnhundert Gulden geschenkt, der Sohn Ihres Ministers erhält fast das Doppelte, und ich sollte thöricht genug sein, nicht auch Etwas vom Staate ziehen zu wollen? Wir wollen klug sein und dem guten Beispiel folgen!“

Der Geheimerath sah schweigend vor sich hin.

„Ich will Ihnen Etwas sagen. Der Beamte, der jetzt eingeschmuggelt wird, für dessen Anstellung Sie selbst die Motive herausfinden mußten, ist dazu bestimmt, Sie auf die Seite zu schieben. Er wird Ihre Arbeit thun, und Sie werden überzählig und wer weiß wie bald pensionirt.“

„So werde ich mit Ehren fallen.“

„Ein schöner Trost! Ich finde es ebenso ehrenvoll, dem Schläge zuvörderst zu kommen. Noch einmal: Ich spreche Sie Ihrer Schuld frei, ich biete Ihnen eine gute Anstellung an, und wenn die Gesellschaft bankrott macht, denn auch das ist möglich — garantire ich Ihnen, daß Sie geborgen sind.“

„Sehen Sie wohl, daß es keine ehrliche Sache ist.“

„Aber mein lieber von Erlens, Sie sind der Typus der Harmlosigkeit! Wenn mein Plan für den Staat vortheilhafter wäre, würde ich selbstverständlich Ihre Beihilfe entbehren können. Aber nun zum letzten Male: Wollen Sie oder wollen Sie nicht? Regenstein ist ein guter Freund von mir, mit dem Ersten nächsten Monats kommt er ins Ministerium, und einen Monat später habe ich auch ohne Sie mein Ziel erreicht. Bedenken Sie das wohl!“

„Brigen, Sie sind ein Verführer.“

„Erlens, Sie sind ein dummer Mensch.“

„Wenn es herauskommt, daß ich falsches Spiel gespielt habe?“

„Wenn der jetzige Minister noch am Ader ist, dürfen Sie ihn nur an die heutige Eingabe erinnern; ist ein Aenderer an seiner Stelle, so schieben Sie die Schuld auf seinen Vorgänger und auf die Unordnung, welche durch das unthätige Ernennen von neuen Beamten entstanden sei.“

„Ich habe einen Eid geschworen.“

„Ihr Minister etwa nicht? Kommen Sie, machen Sie die Bude für heute zu und gehen Sie mit mir essen.“

„Mit Ihnen?“

„Warum nicht? Gestern war ich Ihr Gast, heute sind Sie der meine. Ich wohne im Hotel Bellevue, aber wenn es Ihnen dort zu vornehm nach Ihrer Meinung ist, können wir auch nach Wolffs Restauration gehen.“

„Es ist unmöglich. Vor vier Uhr kann ich vom Ministerium nicht fort. Wollen Sie wohl glauben, Brigen, daß ich zuweilen die Beamten beneide, die jeden Augenblick, wenn es ihnen einfällt, ihren Hut aufsetzen und weggehen können?“

„Das sind eben die Schwierigkeiten einer hohen Stellung,“ antwortete Brigen scherzend; „aber jenen Beamten werden auch keine Anerbietungen gemacht, wie Ihnen. Sie sagen, daß Sie um vier Uhr frei sind; nun wohl, so werde ich sorgen, mit einem Wagen alsdann bei Ihnen zu sein.“

(Schluß folgt.)

Auflösung der Buchstaben-Räthsel Seite 153.

I.	II.
L O S E	A R N I M
A D E L	R E I S E
I E N A	N I E T E
E R I N	I S T E R
	M E E R E

Buchstaben-Räthsel.

Grid of letters for a word puzzle: E E E E E, E E E E E, E E B B B, N N W R R, G G L L R

Geordnet geben die Buchstaben, vertical und horizontal gelesen: Das Erste hat an Klängen reich Wohl oftmals schon dein Herz bewegt; Das Zweite bleibt sich immer gleich, Wenn Drei ihm nicht den Weg verlegt. Die Vier nicht wandelt auf den Gasen, Wie oft man sie zu sehn auch glaubt; Auch Fünf muß sich erst suchen lassen, Die Sechste hat es uns geraubt.

v. S. Kiel.

Correspondenz.

Vom Büchermarkt. Die Pflicht der Höflichkeit ist uns in keinem Falle angenehmer, als wenn wir neue Werke unserer Mitarbeiter empfehlen

ober, sagen wir besser, anzeigen können, denn die Anzeige ihrer Novitäten ist für die Glücklichsten, die des Publicums erklärte Liebhaber sind, allein schon die beste Empfehlung. Seien denn unsere Abonnentinnen, welche nach ihren hausfraulichen Pflichten für eine anregende Lectüre Sinn und Zeit haben, auf folgende Publicationen aufmerksam gemacht: Novellen von Ernst Eckstein. Zwei Bände. (Leipzig, Ernst Julius Günther). Außerdem desselben Autors köstliche Geschichten, „Aus Prima und Secunda“ in neuer Auflage. — Allerhand Ungezogenheiten. Von Oscar Blumenthal. Eine Sammlung witzsprühender Aufsätze, Aphorismen u. s. w. Es ist unmöglich, Oscar Blumenthal zu nennen, ohne der von ihm redigirten Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik mit dankbarem Beifall zu gedenken. Dies junge Unternehmen der Verlagshandlung von Georg Stille in Berlin ist bereits in weitem Kreise anerkannt und hat seine Aufgabe, „ein Gesamtbild des heutigen literarischen Schaffens zu gewähren, das sich lebensfrisch theils in den Original-Beiträgen der Dichter selbst, theils in feinsinnigen kritischen Essays und Klavierreden wieder spiegeln soll“, in den bislang erschienenen Heften aufs beste erfüllt. Das einzelne Monatsheft hat den verhältnißmäßig billigen Preis von 1 Mark. — Deutsche Hochlandsgeschichten. Von August Silberstein. Zwei Bände. (Stuttgart, Eduard Hallberger). Fein beobachtete und geistreich erzählte Vorgänge aus dem Leben in den Salzburger, Tiroler und bairischen Bergen. Der Verfasser kennt Land und Leute, aber er hat sie auch lieben gelernt, und so sind denn seine Gestalten bei aller Lebenswahrheit mit künstlerischer Feinheit dargestellt. — Wandertage in Italien. Von Wolde-mar Raben. Die Bücher über Italien könnten das Beden eines Oceans füllen. In dieser Gattung ist genanntes Werk eine Perle. — Liebeslieder aus jungen Tagen von Georg von Dergen. Dieser Poet gehört zwar nicht zu unseren Mitarbeitern, aber nur um so richtiger können wir ihn loben. Endlich einmal wieder eine Muse, die rothe Wangen, helle Augen und eine gesunde Stimme hat! — Die Humoreske des genialen Mark Twain: Alte Zeiten am Mississippi, für deren Acquisition und Bedeutung wir unserem Landsmann Udo Brachvogel in New-York verpflichtet sind, gibt uns Gelegenheit, auf ein höchst verdienstvolles Unternehmen der Grunow'schen Verlagshandlung in Leipzig aufmerksam zu machen. Wie wir derselben bereits des Bret Harte „Argonauten-Geschichten“ und „Idyllen aus den Vorbergen“ in deutscher Ueber-

tragung zu danken haben, macht sie jetzt in trefflicher Uebersetzung von Moriz Buch, in sehr solid ausgestatteten Bänden auch die anderen berühmten Humoresken Amerikas dem deutschen Publicum bekannt. Der Gesamtumfang ist „Amerikanische Humoresken“, und erschienen sind bereits drei Bände: 1. Prudence Palfrey und andere Leute von Thomas Bailey Aldrich. 2. Jim Smiley's berühmter Springfrosch und dergleichen wunderliche Klänge mehr. — Im Silberland Nevada. Von Mark Twain. 3. Geschichte eines bösen Buben und andere schöne Historien. Von T. W. Aldrich. (Preis des Bandes 6 Mark). Die Neue Freie Presse sagt: „Was konnte bisher Deutschland von amerikanischem Humor Anderes, als etliche abge-lagerte Pantoffelpäße? Und nun urplötzlich treten vollendet, wie die blatt-ägige Falldas dem Haupte des Götterboten entsprang, amerikanische Männer in unseren Gesichtskreis, deren meisterhafte Leistungen nicht weniger verblüffen, als sie mit ungeheurer Bewunderung erfüllen.“ Bald werden diese „amerikanischen Männer“ Dank dem Grunow'schen Unternehmen auch in der alten Welt die Herzen erobern, ein Triumph des Fremden, über den wir uns, Gott sei Dank freuen können. — S. M. Richter „Geistesströmungen“ (Berlin, H. Hofmann), neueste Publication des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur“. In kurzen, aber höchst inhaltreichen Essays schildert der Verfasser das geistige Leben seiner Heimath, Oesterreich, namentlich im vorigen Jahrhundert. Wir bedauern es aufrichtig, ein so werthvolles Werk, dessen feinsinniger Reiz über das zu Grunde liegende erste Studium nicht täuschen darf, nicht eingehender besprechen zu können. Aber, ach, Raum und Zeit! So können wir eines anderen höchst interessanten und belehrenden Büchleins auch nur stüchtig gedenken: „Zerstörte Wälder. Bilder aus Natur- und Menschenleben“, von Dr. Gustav K. Laube (Prag, Verlag der Bohemia) — den verschiedensten Abonnentinnen, welche für ihre Knaben eine empfehlenswerthe französische Lectüre genannt wünschen, theilen wir mit, daß unseres Ferdinand Schmidt, des von einem Kameraden, Dichterweg, Krudt, Böth u. A. hochgeschätzten Jugendschriftstellers Bearbeitung Homer's Werke für die Jugend nunmehr auch in französischer Sprache erschienen ist, vorläufig die Obdfee: L'Odyssee d'Homere. Racontée d'après M. Ferdinand Schmidt par Mme. Philippe Plan. Paris 1875.

Bazar de Voyage, J. Demuth, Berlin, Schlossfreiheit 1.

Fabrik und größtes Lager von Reise-Effekten und seinen Lederwaren. Empfiehlt sich den geehrten Damen zur geschmackvollen Garnirung von Handarbeiten in diesem Genre. [11]

L'Union des Indes, 1 rue Auber, Paris versendet franco bis zu 900 Muster für Roben von Foulard de l'Inde. Dieses ist auch das einzige Dépôt Europas für den ächten Cachemire de l'Inde. [237]

H. Lissner Wwe, Berlin, Jägerstr. 42, empfiehlt

Corsets, Jupons, Tournures in reichster Auswahl und jedem Genre. [5] Anst. f. Frisuren jed. Stoffes bis 47 Cm., Plissé bis 20 Cm. breit u. Tüllrüschen. Fabrik f. Frisurwolle, Toupets u. Flechten. Lager sammtl. Friseur-Artikel, Posament- u. Weiss-Waaren. 179] G. Siehe, Berlin S.W., Friedrichstr. 49 a.



Die vorzügliche Qualität der mit nebenstehender Marke bezeichneten Chocoladen aus der rühmlichst bekannten Fabrik von Ph. Sufard in Neuchâtel (Schweiz) findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. [184] Auf die große Auswahl zu Geböthen geeigneter Phantasi-schachteln u. Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht. Entrepôt général à Paris, 16 rue Montmorency.



Amerikanisches Präparat für Zähne u. Mund, ist eine Composition der edelsten u. werthvollsten antiseptischen Pflanzenstoffe Südamerikas. Er reinigt, bewahrt und verschönert die Zähne, stärkt u. erheitert den Gaumen, kühlt u. erfrischt den Mund u. vertreibt unreinen Athem. Jeder Bestandtheil dieses einzig in seiner Art dastehenden balsamischen Präparats hat einen wohlthunenden Einfluss auf Zähne u. Mund. Ueberall amt. gepulvert u. empfohlen. — „Sozodont“ in eleganten Cartons — Ellixir u. Poudre enthalten — ist in allen bezüglichen renommirten Handlungen zu haben. — Zum Wiederverkauf bei den bekanntesten Grossisten der Branche. Alleinige Fabrikanten: Hall & Ruckel, New-York. [H. 241.]

Curort Augustusbad bei Radeberg.

Sächs.-Schles. Bahn, unweit Dresden. Saison vom 15. Mai bis 15. September. Mitbewährte Stahlquellen, Moorbäder, Milch- und Wolfenkur. Hervorragende Wirksamkeit bei Blutarmuth, Scrophulose, chronischer Gicht, Rheumatismus, Hautausschlägen und spezifischen Frauenkrankheiten. [233] Badearzt Dr. Dommer. Gerliche Lage, windstilles Thal mit großem Waldpark, Poststation, Omnibus- u. Droschken-Verbindung mit allen Eisenbahnhöfen. Täglich zwei Concerte von der Capelle, 250 Logiszimmer zu den verschiedensten Preisen. Prospecte und nähere Auskunft bei der Badeverwaltung daselbst.

1/2 Stunde von Frankfurt a. M. Bad Homburg 1/2 Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- und Unterleibsleiden (Leber, Milz, Gelsucht, Gicht). Wegen der frischen Bergluft ist der Aufenthalt sehr empfehlenswerth für Nervenleidende. Mineral-, Sool- und Kiefernadel-Bäder. Mollenkur. Vorzügliches Orchester, Theater, Réunions, Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen. — Elegante Conversations- und Ballsäle, Lesezimmer, Café, Billards. Reizende Anlagen u. Park. [214]

B. Sommerfeld's Tapfserie-Manufaktur en gros et détail, Berlin W., Leipzigerstr. 42, 1. Etage. empfiehlt das größte Lager von angefangenen und fertigen Stückerien, sowie sämtliche Materialien zu deren Anfertigung. [9]

Verlag von Bernhard Friedrich Voigt in Weimar.

Hühner- oder Geflügelhof,

sowohl zum Nutzen als zur Zierde, enthaltend eine praktische Anleitung, die Zucht der Hühner, Gänse, Enten, Truthühner, Tauben u. s. w. zu betreiben, sowie diejenige in- und ausländischer Vögel, namentlich der Schwäne, Pflaumen, Fasanen, Perlhühner etc. Von Robert Oetzel. Fünfte gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 8 Tafeln, enthaltend 43 Abbildungen. gr. 4. Geh. 4 1/2 Mark. Vorräthig in allen Buchhandlungen. [245]

Angelfischerei.

Mit Rücksicht auf die neusten in Deutschland, England und Amerika gemachten Fortschritte bearbeitet v. M. v. d. Borne auf Berneuchen b. Wusterwitz. Mit mehreren Hundert i. d. Text gedr. Holzschn.-Abbildung. von Fischen, Geräthen, Ködern etc. [246] Octav geh. 8 M. — Eleg. Sportband 10 M. Verlag von Wiegandt, Hempel & Paryz in Berlin.

Dr. C. C. Thimme, Amerik. Dentist, wohnt jetzt Berlin, Behrenstrasse 54. [247]

Tokayer,

der edelste der ungarischen Desfert-Weine, bestes Stärkungsmittel für Damen. Preis einer Flasche 2 fl. — 4 Mark. [248] Ludwig Breunh, Wien, Weiburggasse 27 (Gartenbaugesellschaft). Zur bevorstehenden Wadefaison! Echt chinesisches Bastroben. 18 m. lg., 1/2 m. br. 15 Thlr. (Probe gratis und franco) empfehlen Aug. Koblitz & Co., Berlin, Franzfurterstrasse 67, Japan- und China-Waaren-Handlung. [249]

Costumes jeder Art, Putz u. ganze Ausstattungen fertigt Frau Siehe, Berlin, Friedrichstr. 49 a. [188]

Agenten-Gesuch.

Zum Absatz eines leicht und überall veräußlichen Artikels, wozu keine kaufmännischen Kenntnisse nöthig sind, werden Agenten gegen hohe Provision gesucht. Franco-Offerten unter C. D. 20, bejort die Annoncen-Expedition von Hansenstein & Vogler in Berlin. [H. 250]

Schlesische Leinen und Drells,

Er in weiß, roh u. bunt, desgleichen feine, Tischtücher empfiehlt [251] A. Anjorge, Ditzschberg i. Schlesien.

Dr. Tritschler,

homöopathischer Frauen-Arzt, Dresden, Christianstrasse 24. Moras haarstärkendes Mittel. Dieses unübertreffliche Fabrikat, 17-jährigen steten Erfolges, kostet in Originalfläschchen à 6 Flächden 10 Mark. A. Moras & Cie., Göttingen. [92]

Mineralbad Alexanderbad.

Reizende Lage am Fuße des Fichtelgebirges. Erdig-salinisches Eisenwässerchen. Mineralbäder, Fichtelgebirgsbäder, Moorbäder. Eisenanbahnung Mitteldeutsch. Schwarzenbach. Anfang der Saison Ende Mai. Badearzt Dr. Hess. Badeverwaltung Alexanderbad. [254]

Eine Talle Kaffee

von vorzüglichem Geschmack und prachtvoller Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Bädern trinkt, erzielt man, wenn man dem Bohnen-Kaffee eine Kleinigkeit Otto C. Weber's Feigen-Kaffee*) zusetzt. [12]

*) Von der Redaction des „Bazar“ in No. 14, Jahrgang 1874, rühmlichst empfohlen. — Preis à Pfund 10 Sgr. — Bei Abnahme von 5 Pfd. Zufendung franco. — Zu haben in der Fabrik von Otto C. Weber, Berlin S. O., Schmidtstraße 31.



Schwarzer Seiden-Cachemir-Lissauer.

Diesen a. unbeschwert. (ohne ätzende Farbstoffe gefärbter) Seide hergestellten Seidenstoff, garantirt gegen Schlitzen u. Brechen, empfehle in 6 Taffet-Qualitäten pr. Meter 40-60 Sgr., in 6 Rips-Qualitäten pr. Meter 50-80 Sgr., in 3 Körper-Qualitäten pr. Meter 50-75 Sgr. H. LISSAUER, [252] Berlin W., Jägerstrasse 24. Muster nach ausserhalb franco.

W. Spindler, BERLIN, Wallstraße 11-13 und Spindlersfeld bei Cöpenick. Färberei, Druckerei und Reinigungs-Anstalt für Herren- u. Damen-Garderobe. Agenturen in allen grösseren Städten Deutschlands.

AU PETIT SAINT-THOMAS WEYDEMANN, BOUCHON ET Cie PARIS 27, 29, 31, 33 ET 35, RUE DU BAC, ET RUE DE L'UNIVERSITÉ, 25. PARIS Das Haus AU PETIT SAINT-THOMAS, die älteste und bedeutendste Modewarenhandlung in Paris, befiht bekanntlich den Velturf des guten Geschmacks und der größten Mannichfaltigkeit der Auswahl. Es hat dieses Geschäft vor allen andern das System eingeführt, alle seine Waaren zu den billigsten Preisen und mit voller Bürgschaft zu verkaufen, d. h. mit Garantie guter Qualität. Seine ausge-dehnten Räumlichkeiten enthalten alle nur gewünschten Stoffe in Seide, Wolle oder Baumwolle, für Damenanzüge bestimmt, Costüme, Paletots und Mantellets aller Arten, Weißzeug und Spitzen, Leinwand, Enger, Hauben und Strümpfe, Möbelstoffe, Teppiche, Vorhänge u. s. w. Frankirte Zufendung von Mustern, Catalogen und Zeichnungen. Frankirte Zufendung gegen Einfindung des Betrags von jedem Einkauf, welcher 25 Franken übersteigt. Adresse: Grands Magasins du Petit Saint-Thomas, à Paris. [235]

Die GRAY'sche amerikanische Papierwäsche für Herren, Damen u. Kinder aus der Fabrik: MEY & EDLICH, Leipzig. hat sich durch ihre Eleganz, durch die praktischen und gut passenden Façons, durch ihre grosse Haltbarkeit sowie durch die ausserordentliche Bequemlichkeit, welche sie Jedem, der sie trägt, bietet (das Waschen- und Plättenarbeiten fällt ganz weg), und ihres billigen Preises halber rasch die Gunst der besten Gesellschaftskreise verschafft, und wird ihrer grossen Vorzüge wegen auch jetzt in Europa allgemein adoptirt. Die Papierwäsche mit vollständigem Leinenüberzug (Linen-cloth) ist das Vorzüglichste, was bis jetzt geleistet worden ist. Es werden Kragen, Manschetten u. Chemisettes in weiss, farbig u. mit Leinenüberzug für Herren, Damen und Kinder fabrizirt. Der illustrierte Detail-Preis-Courant steht Jedermann gratis und franco zu Diensten. Versandt nach allen Ländern. — Wiederverkäufern Rabatt. Briefe sind zu richten an Mey & Edlich, 9 Neumarkt, Leipzig. [193]

Poliklinik für Nerven- und Gemüths-Kranke. Dresden, Sidonien-Strasse 3. Epileptische (Fallstüchtige) finden Genesung. Behandlungsweise neu u. eigenthümlich. Näheres brieflich. Dr. Knorr, Stabsarzt a. D. [204]

Bischofau-Thal-Himbeer-Limonaden-Essenz, selbst gebrüht, in feinsten, echt indischen Zucker stark eingekochten, reine Fruchtstoffe, ohne künstliche Färbung und Aether garantirt, à Ctr. 21 Thlr., 1 Duzend Flaschen 5 Thlr., 1 Probeflasche 13 Sgr., versendet nach jedem Blasse prompt August Gey, Bischofau i. E. [222]

Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808, prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. G. A. Glafey, Nürnberg. Philipp Hirsch's Sohn, Kunstblumen und Schmuckfedern, WIEN, 24. Tuchlauben 24. Weltausstellung 1873, Wien Verdienst-Medaille. [44] [38]

Velimer Eisen-Chocolade mit Král's körnigem Eisenzucker. Bei Blutarmuth, Bleichsucht oder deren Folgekrankheiten ärztlich empfohlen. Dieselbe ist zum Kochen in Päckchen zu 1/4 Kilo à 80 Kr. ost. W. = 1 1/2 Mark, zum directen Genuss in Cartons (Pastillenform) à 25 Kr. ost. W. = 1/2 Mark durch Apotheken u. a. durch das Haupt-Depôt: Velimer Fabriks-Niederlage in Prag gegen Einfindung des Betrages oder gegen Postnachnahme zu beziehen. Verpackung wird nicht berechnet. [217]